Nach der Natur

Novellen

von

Moritz Hartmann.

1 Band.

Stuttgart

Druck & Verlag von Emil Ebner.

Nach der Natur.

Nach der Natur.

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Erster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1866.

Die Ausgestoßenen.

Zu Anfang der vierziger Jahre hielt ich mich in einer berühmten deutschen Universitätsstadt auf. Ich war mit allerlei Arbeiten überhäuft und bedurfte eines Abschreibers, dem ich im Nothfalle auch in lateinischer Sprache diktiren konnte. Demgemäß setzte ich eine Anzeige in das Tageblatt, und schon am nächsten Morgen wurde meine Stube, trotz der geringen Bezahlung, die ich für stundenlange Arbeit anbot, von solchen Schaaren alter Studenten, Kandidaten, Magistern und Doktoren gestürmt, daß ich über das Elend, auf das ich aus diesem Umstand als in der gelehrten Welt herrschend schließen durfte, entsetzt war. Freilich waren unter den Bewerbern um diese kümmerliche Stelle Viele, denen man es ansah, daß sie ganz oder zum Theil ihr Elend selbst verschuldet hatten, aber auch Andere, die offenbar ein trübes Loos unverschuldet trugen. Unter diesen Letzteren fiel mir besonders Einer auf, der mit keinem

Titel eines Kandidaten oder Doktors prahlte, den jedoch ein Ausdruck voll Wehmuth im ganzen Gesichte, eine tiefgefurchte, sehr intelligente, und eben so kummervolle Stirne empfahl. Er nannte sich einfach Karl Möbius, und sobald man seinen Namen wußte, bildete man sich auch ein, daß man die lateinische Endung hätte errathen können; denn er sah ganz so aus wie Einer, der von jenen Gelehrten früherer Jahrhunderte abstammt, denen ihr deutscher Name zu profan klang. Indessen trug er von seiner Gelehrsamkeit nichts zur Schau. Bescheiden setzte er sich hin, kopirte oder schrieb, was man ihm diktirte, ohne irgend welche Bemerkung zu machen.

Erst nach Tagen entdeckte ich, daß ich einen wahrhaften Gelehrten engagirt hatte, und zwar einen der bei weitem mehr wußte, als ich selber. Er ersparte mir manches Nachschlagen und Suchen in den Büchern, denn er war ein lebendiges lateinisches und griechisches Lexikon, und außerdem auf historischem, philologischem und archäologischem Felde eine wahrhafte Encyklopädie. Jeden Tag machte ich eine neue Entdeckung, fand ich in ihm eine neue Fundgrube des Wissens. Jeden Tag mußte ich neu erstaunen, und bald war ich so weit gekommen, daß ich mich vor ihm meiner Arbeiten und meines verhältnißmäßig geringen Wissens

geschämt haben würde, wenn ich ihn nicht schon nach zwei Wochen gemeinschaftlicher Arbeit halb und halb als meinen Lehrer und ganz als meinen Mitarbeiter und Vertrauten betrachtet hätte. Ich legte jede falsche Scham bei Seite, berathschlagte und besprach mich mit ihm über den Gegenstand meiner Arbeit, und es stellte sich, trotz seiner Zurückhaltung, zwischen uns Beiden ein ziemlich vertrautes Verhältniß her. Dieses wurde seinerseits durch Dankbarkeit genährt, da es mir in Folge meiner Verbindungen mit Buchhändlern gelang, ihm allerlei Erwerbsquellen zu eröffnen, die, wie er mir offenherzig sagte, seine Einkünfte auf einen von ihm bisher unerreichten Grad erhoben und seine Sorgen bedeutend verminderten. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er Vater von drei Kindern war, und er machte mir kein Hehl daraus, daß er seit Jahren mit dem grausamsten Mangel zu kämpfen hatte. Das fiel mir auf, denn Herr Möbius hatte nichts von jener Unbeholfenheit vieler deutschen Gelehrten, welche sie an Ausbeutung und Benützung ihres Wissens verhindert; er sah im Gegentheil trotz seines melancholischen und gedrückten Wesens wie ein Mann aus, der, ausgerüstet mit so reichen Kenntnissen, wie er war, überall in der Welt sein Glück machen müßte. Sein bescheidenes Wesen, sein formvolles Benehmen, der wohlwollende

Blick seiner Augen, selbst schon der klangvolle Ton seiner Stimme mußten für ihn einnehmen, und Jeden, an den er sich wandte, zu näherer Prüfung seiner Verdienste auffordern. Wie viel unverdientes Unglück es auch in der Welt geben möge, wie viel Verdienst auch nicht anerkannt wird, so gibt es doch auch immer viele Menschen, von denen man sich sagen muß, daß sie, trotz der Bereitwilligkeit der Welt, ungerecht zu sein, nothwendig ihren Weg machen müssen, wenn auch manchmal etwas später, als sie es verdienen — und zu diesen Menschen gehörte unstreitig Herr Karl Möbius. Es war mir deßhalb doppelt auffallend, daß er, der bereits tief in den Dreißigen stand, sich noch immer nicht eine Stellung gemacht hatte, die ihn vor dem Mangel, über den er klagte, geschützt haben würde.

Das Räthsel konnte in dem Umstande, daß er Theologie studirt hatte, einige Erklärung finden. Er war ein liberaler Geist, also schwerlich mit der im Lande herrschenden Richtung der Theologie einverstanden, vielleicht in seinen Ansichten über Religion so weit vorgeschritten, daß er als ein Mann, der nicht zu heucheln verstand, mit gutem Gewissen auf der theologischen Laufbahn überhaupt nicht beharren konnte.

Aber diese Erklärung seines elenden Zustandes war ungenügend. Er war in so vielen Fächern des Wissens

heimisch, daß er mit Erfolg verschiedene andere Laufbahnen hätte einschlagen können, wenn sich ihm nicht irgend ein unbekanntes Hinderniß entgegenstellte. Ein solches unbekanntes Hinderniß mußte vorhanden sein; hinter dem Wesen dieses Mannes — er sah ganz darnach aus — mußte irgend ein Geheimniß verborgen sein, das ihn auf dem Wege des Lebens bei jedem Schritte hemmte. Fiel es mir doch gleich zu Anfang auf, daß er zögerte, mir seine Wohnung anzugeben, und später, als wir schon sehr vertraut mit einander waren, daß er mir nie von seiner Vergangenheit, von seinen persönlichen Verhältnissen und von den Ursachen, warum er die begonnene Laufbahn aufgegeben, erzählen wollte, und endlich, daß er mir auf meine Bitte, ihn in seiner Wohnung besuchen zu dürfen, die Erlaubniß rundweg abschlug.

Nach diesem erkannte ich, daß ich mich trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, eben so wenig in seine Freundschaft als in sein Geheimniß drängen dürfe; ich schrieb mir genaue Verhaltungsregeln für unsern Verkehr vor, besprach nur noch unsere Arbeiten mit ihm, und hielt meine Fragen wie meine Theilnahme zurück, selbst wo er mir mit größerer Offenheit entgegenkam. Es war ein Verhältniß, eine Freundschaft, wie sie unter Männern nicht selten vorkommt;

man kennt und achtet einander, losgelöst von allen Familienangelegenheiten, von jeder familienhaften Umgebung. Einer ist dem Andern ein Bild ohne Hintergrund.

So verging uns ein ganzer Winter in gemeinschaftlicher Arbeit, und in solcher, so zu sagen, abstrakten Freundschaft. Mit Anbruch des Frühlings machte ich eine Fußwanderung von mehreren Tagen in das nur wenige Meilen entfernte Gebirge. Meine Arbeiten waren für jetzt vollendet, und ich wußte nicht, wie lange ich noch in der Universitätsstadt bleiben werde. Möbius hatte zu meiner großen Genugthuung in Folge meiner Bemühungen eine Beschäftigung gefunden, die, wie er versicherte, bei seinen geringen Bedürfnissen vollkommen hinreichte, alle Sorgen zu entfernen. Unser äußerliches Verhältniß war dadurch gelöst, und als ich mein Bedauern ausdrückte, daß er mir jetzt wieder ganz aus den Augen verschwinden solle, versprach er mir gerne, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen, verschwieg aber noch immer, wo er wohnte, und es schien ihm auch nicht im Entferntesten einzufallen, daß er mich zu einem Besuche einladen könnte. Aber bei meiner Rückkehr aus dem Gebirge sollte ich seine Wohnung auf die zufälligste Weise entdecken.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, und ich

näherte mich bereits dem Dorfe, das nur noch durch einen kleinen Spaziergang von der Universitätsstadt getrennt ist. Auf einem Fußpfade stieg ich vom Walde einen Abhang hinab und gelangte an ein einsam stehendes Haus, das einige hundert Schritte weit vor dem Dorfe lag, im Ganzen etwas über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Es war ein altes, hölzernes Haus, dessen Balken durch ein Gemisch von Lehm und Kalk zusammenhingen. Ein hohes Strohdach bedeckte es, auf dessen First allerlei Pflanzen wuchsen, und dessen Abhänge von grün und gelbem Moose bedeckt waren. Man hätte es eine Hütte nennen können, wenn es nicht ein oberes Stockwerk gehabt hätte. Vorn hing das Dach mit breitem Schirme weit herab und bildete, von mehreren Balken gestützt, eine Veranda, die es angenehm beschattete, und unmittelbar an diese Veranda schloß sich ein kleiner Garten mit alten Bäumen und gut bearbeiteten Beeten, in denen allerlei Küchenpflanzen sproßten. Wie alt und arm auch das Material des Hauses war, so machte es doch einen warmen und gemüthlichen Eindruck. Es war in allen seinen Theilen sehr reinlich gehalten, und der Garten daran war mit vieler Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ich konnte Alles bequem überschauen, da der Fußpfad an der einen Seite des niedrigen Garten-

zaunes in einiger Höhe dahin lief, so daß ich von einer gewissen Stelle durch die hintere Thüre auch in das Innere zu blicken vermochte. Etwas müde, wie ich von der Wanderung war, blieb ich um so lieber stehen, um diese Idylle etwas länger zu betrachten, als aus dem ärmlichen Hause ein schönes Konzert zweier Violinen erscholl, von denen die erste mit großer Meisterschaft gehandhabt wurde. Um das Bild zu vollenden, saß unter der Veranda eine schöne Frau von ungefähr dreißig Jahren, welche im Gegensatz zu der höchst ländlichen Umgebung städtische Tracht trug, und zwei hübsche Kinder, die sich im Garten herumtrieben, von Zeit zu Zeit, wenn sie zu laut wurden, offenbar mit Rücksicht auf die Musik zu beruhigen suchte.

Was hatte ich mit diesem Reste eines Sonntag Nachmittags Besseres anzufangen, als ein solches Konzert und ein solches Bild zu belauschen? Und so legte ich meinen kleinen Reisesack auf den Boden und setzte mich auf eine schadhafte Stelle des Gartenzaunes und sah und horchte.

Das Konzert ging zu Ende, und gleich darauf erschien ein kleiner Junge mit einer Violine in der Hand und mit hochgeröthеten Wangen unter der Veranda, um sich von seiner Mutter für seine Leistungen loben zu lassen. Die Frau streichelte ihm die rothen Backen auf das Zärtlichste und ertheilte ihm, wie mir

aus ihren Geberden hervorging, reichliche Lobsprüche. Indessen erschien auch ein Mann in der Thüre, der ebenfalls eine Violine in der Hand hatte und in diese Lobsprüche mit einzustimmen schien. Der Knabe war ganz glücklich, setzte die Violine wieder an und forderte den Vater dringend auf, ein Gleiches zu thun. Die Mutter stimmte mit ein, und die beiden Musiker begannen nunmehr unter der Veranda das Konzert aufs Neue. Die Kinder, die sich im Garten herumgetrieben hatten, stellten sich jetzt ruhig vor die beiden Spielenden hin, legten die Hände auf den Rücken und hörten aufmerksam zu. Es war eine schöne Gruppe und eine schöne Szene: ein veredelter Adrian Ostade. Die Landschaft ringsherum war von schönem Sonntagsfrieden bedeckt; eine milde Frühlingssonne tauchte die ganze Welt in feinstes Gold; die Gruppe der musizirenden und horchenden Familie stand mir fast im Schatten; nur der blonde Kopf der Mutter, die an einer der Säulen saß, wurde von einem Sonnenstrahle erreicht, und war wie von einem Nimbus umgeben. Nichts war zu hören, als hie und da in den Bäumen Vogelsang und der Klang der beiden Violinen. Ich glaubte mitten in eine holde Idylle, an die Grenze einer glücklichen Oase gelangt zu sein; selten hatte mir ein Bild, eine Gruppe oder irgend welche Erscheinung so

sehr wie diese den Eindruck stillen Glückes gemacht. Begierig, die Besitzer und Vertreter dieses Glückes genauer zu sehen, übertrug ich mich an eine andere Stelle, die mir eine nähere Einsicht in die Veranda gestattete, und suchte von da aus, nachdem ich mich noch einmal an dem schönen, ernsten und bedeutenden Gesichte der Frau erfreut hatte, das Gesicht des glücklichen Hausvaters auf, das ich, da er ganz im Hintergrunde der Veranda stand, bis jetzt nicht hatte sehen können. Wie groß war mein Erstaunen, als ich meinen Freund Karl Möbius erkannte. Es war kein Zweifel, daß er hier zu Hause und in der Mitte seiner Familie war, denn er hatte einen alten Hausrock an, trug den Hals ganz bloß, und an den Füßen eine Art von Sandalen, kurz, sah ganz so aus wie Einer, der es sich am Sonntag Nachmittage zu Hause im Kreise der Seinen so bequem und behaglich als möglich macht.

Die erste Absicht, die in mir auftauchte, war, ihn grüßend anzurufen, aber ich besann mich rasch, daß ihm damit, nach allen gemachten Erfahrungen, nicht gedient sein würde, und ich beschloß, mich, wenn ich ihn in seinem Familienleben noch einige Zeit belauscht haben würde, leise davon zu schleichen. Ich hielt mich also so ruhig als möglich, und hörte und sah mit großer Aufmerksamkeit zu.

Ich gestehe, daß mich in diesem Augenblicke das Gesicht der schönen Frau, die mir gerade gegenüber saß, am meisten interessirte. Je länger ich sie betrachtete, desto größer erschien mir ihre, wenn auch verblühte, wenn auch durch Sorgen und Kummer offenbar traurig verhüllte Schönheit — und plötzlich tauchte der Gedanke in mir auf, ob sich mein Freund Möbius nicht vielleicht aus Eifersucht so sehr vor der Welt abschließe? Warum nicht? Madame Möbius war in der That so schön, daß ein ängstliches Hüten eines solchen Schatzes bis zu einem gewissen Grade gerechfertigt erschien. Außerdem hatte ich längst die Erfahrung gemacht, daß die deutschen Gelehrten mit zu den eifersüchtigsten Kreaturen der Welt gehören. Wie man immer geneigt ist, die Eifersucht zu verspotten, sie, die schrecklichste Qual des Menschen, nicht ernst zu nehmen und mit ihr zu spielen, so hatte ich auch in demselben Augenblicke den Gedanken, mich durch ein Geräusch bemerkbar zu machen und meinen Freund Möbius auf diese Weise zu zwingen, mich zum Eintritt in sein Haus einzuladen und seiner schönen Frau vorzustellen. Doch gab ich diesen Gedanken rasch wieder auf. Wie leicht konnte ich meinem Freunde Unrecht thun, wie leicht ihn durch so frivoles Benehmen in ernsthafte Verlegenheit bringen. Das tief ernste und

ausdrucksvolle Gesicht seiner Frau sagte mir, was mir sein eigenes schon gesagt hatte, daß hinter ihrer Abgeschlossenheit ernsthafte Motive verborgen liegen müssen, die ich achten solle. Ich warf noch einen Blick auf das Gesicht dieser Frau, um mir zu sagen, daß selbst dieses Lauschen, so weit ich mir es erlaubt hatte, vielleicht schon unberechtigt sei, und ich erhob mich, um meine Wanderung fortzusetzen.

Aber ich hatte meinen Reisesack an der Stelle, wo ich zuerst gelauscht hatte, liegen lassen, und ich mußte, um ihn zu holen, dahin zurückkehren. Ich kam zu spät. Den zwei kleinen Kindern hatte das Konzert zu lange gedauert. Sie liefen, während ich dort lauschte, wieder durch den Garten, hatten meine Reisetasche jenseits des Zaunes entdeckt und sie eben herüber geholt, als ich an diese Stelle zurückkehrte. Die Kinder merkten wohl, daß die Tasche mir gehörte, hatten aber, scheu wie sie waren, trotz aller Aufmunterung, die ich ihnen zukommen ließ, nicht den Muth, zu mir zurückzukehren. Der Umstand, daß ich nicht laut sprechen wollte, daß ich ihnen nur zuflüsterte, und mich durch Zeichen verständlich zu machen suchte, machte sie noch ängstlicher und sie thaten, was Kinder in solchem Falle zu thun pflegen — sie kehrten mir den Rücken und liefen, so schnell sie

konnten, ihren Eltern zu. Die Tasche ließen sie auf halbem Wege fallen und liegen. Um sie zu holen, hätte ich über den Zaun steigen und so weit in den Garten hineingehen müssen, daß mich Möbius jedenfalls zu Gesichte bekommen hätte. Da ich das vermeiden, aber auch die Tasche, in der ich Mancherlei hatte, was mir von Wichtigkeit war, nicht fahren lassen wollte, wußte ich nicht, was zu beginnen — überlegte — zögerte — bis mit einem Male Möbius, von den Kindern geführt, heraufkam und an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war.

Er stutzte einen Augenblick, als er mich erkannte, und blieb stille stehen. Mein Reiseanzug und meine Reisetasche, die er in Händen hielt, sagten ihm wohl, daß ich seinen Aufenthalt nur durch Zufall entdeckt, und daß an Zudringlichkeit meinerseits nicht zu denken war — rasch entschlossen ging er denn mit großen Schritten auf mich zu, streckte mir die Hand entgegen und sagte, indem er mich sanft in den Garten hineinzog: „Der Zufall thut, was ich längst hätte thun sollen, und gibt mir eine gute Lehre. Niemand sähe ich so gerne bei mir, wie Sie, lieber Doktor, doch hatte ich nie den Muth, Sie in meine Häuslichkeit einzuführen. Es ist das eine wahre Feigheit und Undankbarkeit.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte ich.

„Sie können mich nicht verstehen," fiel er mir ins Wort, „und noch habe ich nicht den Muth, Sie ganz aufzuklären, wie groß auch das Recht ist, das Sie auf mein Vertrauen besitzen. Ich kann Sie nur versichern, daß ich nichts so sehr wünsche, als endlich stark genug zu sein, um Ihnen Alles mitzutheilen, was ich Ihnen längst gerne mitgetheilt hätte. Der Zufall, der Sie zu mir geführt, gibt mir die Hoffnung, daß ich zu dem, was ich wünsche, mit der Zeit gezwungen sein werde."

„Lieber Freund," sagte ich, „Sie werden mir immer unverständlicher. Ihr Haus, ihr Garten, Ihre Kinder, und, wie die Orientalen sagen, ‚die Schwelle Ihres Hauses,' nämlich Ihre Frau und Ihr ganzes Leben, wie ich es in dieser halben Stunde belauscht habe — das Alles zusammengenommen bildet eine Welt, von der ich vollkommen begreife, daß man sich gerne in ihr abschließt, und in der man, wie die Helden in den Wahlverwandschaften, von jedem fremden Elemente nur Störung fürchten muß."

„Das ist es nicht," erwiderte Möbius, „ich denke nicht wie Eduard und Charlotte; ich meine, daß die Gegenwart eines Freundes nur zur Vervollständigung eines Hauswesens dienen kann. Auch meine Armuth ist es nicht, die mich zu dieser Abgeschlossenheit bewog,

zu dieser Zurückhaltung selbst Freunden gegenüber, denen ich Dank schulde — ich habe andere Ursachen — aber davon wollen wir, wie ich hoffe, ein andermal sprechen, heute sollen Sie meine Familie kennen lernen."

So sprechend kamen wir an der Veranda an. Frau Möbius empfing mich mit großer Freundlichkeit und mit einnehmenden Worten, obwohl mit einer gewissen Zurückhaltung, die zu diesen Worten nicht ganz paßte. In ihren Blicken wie in ihrem Benehmen drückte sich dieselbe Scheu aus, die mir in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft an ihrem Manne so peinlich gewesen; ja es schien mir, als wäre diese Scheu, ohne mit zu großer weiblicher Schüchternheit verbunden zu sein, an ihr in noch weit höherem Grade vorhanden. Das war um so auffallender, als weder ihre äußere Erscheinung, die, wie schon gesagt, zu den einnehmendsten gehörte, noch ihr Benehmen und ihre Bildung es erklärten. Diese letztere war gewiß ungewöhnlicher Art; ihr Wissen machte sie würdig, die Frau des gelehrten Möbius zu sein. Man konnte nach kurzem Gespräche erkennen, daß sie seine vortreffliche Schülerin war, daß sie an Allem, was er studirte und arbeitete, ihr Theil hatte, und daß Beide ihre Einsamkeit auf die gebildeteste Weise mit Lektüre und Gesprächen über die bedeutendsten Gegenstände ausfüllten. Sagte ich mir früher, daß

Möbius der Mann sei, um in den verschiedensten Verhältnissen sein Glück zu machen, so mußte ich mir jetzt sagen, daß schon eine solche Frau hinreichen würde, um einer Familie in der Welt eine schöne Stellung zu machen. Der Mangel, den sie durch so viele Jahre getragen, die Einsamkeit, in der sie lebten, das scheue Wesen, das sie Beide bezeichnete — Alles das erschien mir aufs Neue räthselhaft, und ich fing, während ich mit ihnen Beiden sprach, wieder an, nach Erklärungen zu suchen. Plötzlich flog mir die Erinnerung an eine mir bekannte Familie durch den Sinn — ich fragte mich, ob hier vielleicht ein gleiches Schicksal walte und ob nicht etwa Frau Möbius wahnsinnig sei? Aber sie hatte in Blick, Worten und Benehmen nicht die geringste Spur des geringsten Symptomes, das auf ein solches Unglück hätte schließen lassen. Eben so wenig erlaubte die Ordnung und Reinlichkeit in der Wohnstube, in die ich von ihr geführt wurde, auf irgend eine Störung oder Unordnung ihres Geistes zu schließen, wenn es wahr ist, daß ein Blick in die Häuslichkeit zugleich ein Blick in die Seele der Hausfrau ist. In dieser Stube sah es durchaus wohnlich und heimlich aus; obwohl sie zugleich die Arbeitsstube des Hausherrn war und viele Bücher und Papiere in sich schloß, so waren diese doch so geordnet, daß sie mit den we-

nigen unbedeutenden Bildern an der Wand, mit den Gartentöpfen in den Fenstern noch einen Schmuck des Zimmers bildeten. Ueberhaupt sah es hier, trotz der Armuth, die sich nicht verbergen konnte, in Allem und Jedem so aus, als wäre man auf dem Schauplatze eines Stilllebens, das durch die Armuth mehr gehoben als beeinträchtigt wurde. In noch weit höherem Grade war dieß der Fall, als die Sonne sank und die Ruhe des Abends sich noch zu der Ruhe dieser Abgeschiedenheit gesellte.

Frau Möbius war in die Küche gegangen, um das Abendessen zu bereiten. Ich ging mit ihrem Manne, von den Kindern umschwärmt, im Garten auf und ab. Es gefiel mir hier so sehr, daß ich ihn um diesen Aufenthalt beneidete, in die ihn doch seine Armuth verbannt hatte. Auf einem kleinen Hügel im Hintergrunde des Gartens sah ich mich um, und pries sein Tuskulum in begeisterten Worten. Rechts von mir, ferne genug, daß kein Laut ihres Geräusches zu uns dringen konnte, lag die Stadt, deren Thürme noch von der untergehenden Sonne vergoldet waren; vor ihr das Dorf, von einer reichen Pflanzenwelt verdeckt und hinter einem Gehege junger Blüten versteckt. Einen besonderen Reiz, besondere Poesie hatte dieses Dorf außerdem in den Augen eines jeden Gebildeten, da es

in der Geschichte der deutschen Dichtung als Aufenthalt eines unserer edelsten Geister eine Rolle spielt. Unmittelbar vor mir lag ein Thal, das ein kleines Bächlein durchfloß, und in das, ungefähr eine Viertelstunde aufwärts, ein Seitenthal mündete, das durch ein Buchenwäldchen geschlossen war. Vor diesem Buchenwäldchen, bereits von den Schatten der niedrigen Berge bedeckt wie von sichtbarer Stille, lag ein einsames Haus, dem die Stille und Einsamkeit, die ihm das kleine Thal gewährte, noch nicht zu genügen schienen, denn es kehrte sich mit Thüren und Fenstern dem Walde, und wandte der Welt den Rücken zu. Trotzdem hatte der Anblick dieses Hauses etwas sehr Einladendes, und ich konnte kaum meine Blicke davon abwenden. Zwischen zwei Abhängen, vor dem Wäldchen liegend, und außerdem von blühenden Gehegen eingerahmt, war es ein vollendetes Landschaftsbildchen, das Ruhe und Frieden athmete.

„Wer ist der Glückliche, der diesen holden Winkel bewohnt?“ fragte ich meinen Wirth.

Er hörte nicht und ich mußte meine Frage wiederholen. Er räusperte sich, sah sich verlegen um und antwortete endlich, nachdem er sich überzeugt, daß ihn die Kinder nicht hören konnten, mit gedämpfter Stimme: „Dort wohnt der Scharfrichter.“

Ich wäre sehr überrascht gewesen, wenn mir die sonderbare Art und Weise meines Freundes bei dieser Antwort nicht aufgefallen wäre. Warum wollte er meine erste Frage nicht hören? Warum sah er sich, bevor er sie beantwortete, so ängstlich um, und warum endlich stieg er gleich darauf vom Hügel hinab und entfernte er sich von mir, als ob er weitere Erörterungen verhindern wollte? Ich ging ihm nach, aber ich war zerstreut. Wie ich mir vorhin die Frage gestellt hatte, ob seine Frau nicht vielleicht wahnsinnig sei, so flog mir jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß auf Möbius vielleicht irgend ein schweres Verbrechen laste. Es war mir nicht mehr möglich, ein ordentliches Gespräch fortzuführen, und eben so wenig schien es Möbius leicht zu sein. Schweigend gingen wir endlich neben einander auf dem Sandwege hin und her. In meinem Kopfe arbeitete ein ganzer Verbrecherroman mit einem mehr oder weniger edlen und unglücklichen Helden, der der Verbrecher war. Nach wenigen Minuten war ich beinahe überzeugt, daß in Karl Möbius eine Art von Eugen Aram an meiner Seite gehe. Daß er sich in der Nähe des Henkers angesiedelt, hätte mir allerdings ein Beweis vom Gegentheil sein sollen, denn warum sollte ein Verbrecher absichtlich den beständigen Anblick des drohenden Richtbeiles aufsuchen? Aber, fragte ich

mich wieder: ist die menschliche Seele nicht so eigenthümlich geartet, daß sie, besonders wenn eine Schuld auf ihr lastet, selber die Qual aufsucht? und spielen, besonders Verbrecher, nicht gerne mit der Gefahr, die zugleich mit der Schuld, der Ate, fortwährend über ihren Häuptern schwebt?

Während ich mich selbst mit dergleichen Gedanken quälte, kamen die Kinder herbeigelaufen und verkündeten dem Vater, daß der Großvater komme. Aber sie thaten es nicht mit jener Freudigkeit, mit welcher sonst Enkelchen die Ankunft eines Großpapas ankündigen und erwarten. Auch machten sie nicht die geringste Anstalt, diesem Großpapa entgegen zu eilen, sondern hielten sich im Gegentheile von nun an, und zwar mit einer gewissen Aengstlichkeit, in der Nähe des Vaters, den sie an Rockschößen und Händen faßten. Möbius hielt bei der Nachricht, die ihm die Kinder brachten, plötzlich in seinem Gange inne, runzelte die Stirne und sah nach allen Seiten, bis sein Blick auf einem Manne haftete, der rüstig von einem Berge herab und dem Hause entgegenkam. Mein Wirth war offenbar bestürzt, murmelte einige unverständliche Worte und sagte endlich, nachdem er einen Entschluß gefaßt hatte: „Es ist zu spät, lieber Herr Doktor — wenn Sie nicht bald aufbrechen, kommen Sie bei dunkler Nacht in die Stadt.“

Ich sah ihn erstaunt an. War es doch, als ob er mir die Thüre wiese. Er schlug die Augen nieder, faßte meine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Verzeihen Sie mir. Ja, ich schicke Sie fort — ich will nicht, daß Sie mit dem Manne hier zusammentreffen — ich weiß nicht, ob Sie mir dieses Zusammentreffen vergeben würden — nunmehr aber bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig; ich werde sie Ihnen geben, sobald ich den Muth dazu finde. Seien Sie indessen damit zufrieden; grollen Sie mir nicht und leben Sie wohl.“

Ich nahm meinen Reisesack und eilte davon, ohne mich der Hausfrau zu empfehlen. Es war mir in diesem idyllischen Hause plötzlich unheimlich geworden, und ich wollte den armen Möbius von der Angst, die ihn bedrückte befreien. Ungefähr zwanzig Schritte vom Hause begegnete ich dem Manne, mit dem ich nicht zusammentreffen sollte. Es war eine große, kräftige Gestalt, mit langem, grauen Haare, das malerisch auf die Schultern herabfiel, und ein ruhevolles, wenn auch vielfach durchfurchtes, großes Gesicht einrahmte, das mit offenen, blauen Augen gerade vor sich hinblickte. Wie der Mann mit dem großen, spanischen Rohr in der Hand, in seinem langen, breitschößigen braunen Rocke dahin ging, hatte er etwas sehr Würdevolles, und

erinnerte an die Schulzen Niederdeutschlands, die sich im Bewußtsein ihres Reichthums und ihrer amtlichen Macht hohen Würdenträgern gleich fühlen.

Schon am Abend des nächsten Tages gab mir Möbius meinen Besuch zurück. Er trat mit einer gewissen Feierlichkeit in meine Stube, beantwortete meine Fragen nach dem Befinden seiner liebenswürdigen Frau und der anmuthigen Kinder auf kurze Weise, und sagte dann, indem er sich zu mir aufs Sopha setzte, daß er heute seine Geschäfte in der Stadt etwas abgekürzt, weil er mir gewisse und lange Mittheilungen zu machen habe. Er griff nach einer Cigarre, und während er sie mechanisch ansteckte und das ausgebrannte Zündhölzchen betrachtete, fuhr er fort: „Der Zufall, lieber Doktor, hat Sie zu mir geführt. Da ich Sie nie eingeladen habe, da ich Ihnen sogar absichtlich meine Wohnung verheimlichte, ist die Versicherung nothwendig, daß es mich sehr beglücken würde, wenn ich Sie öfter bei mir sähe — — das sollte sich, nach Allem, was Sie für mich gethan haben, von selbst verstehen.“

Möbius zog mit Anstrengung an seiner Cigarre und stieß gewaltige Rauchwolken aus, als ob er sich in ihre Schleier hüllen wollte. Dann, mit sichtlicher Anstrengung, sprach er weiter: „Ich kann nicht sagen, besuchen Sie mich wieder; es ist meine Pflicht, Ihnen

vorher zu sagen, daß eine solche Einladung unter gewissen Umständen gewissermaßen eine Falle, eine Hinterlist wäre. Ich weiß ja nicht, wie weit bei Ihnen im praktischen Leben Theorieen und anerzogene Vorurtheile auseinander, oder wie nahe sie neben einander gehen."

„In dieser Beziehung," erwiderte ich, „glaube ich Sie versichern zu können, daß sich in mir nur wenige Widersprüche finden, und daß Dasjenige, was ich einmal als Vorurtheil erkannt habe, auch nicht die geringste Gewalt über mich und meine Ansichten —"

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt," fiel mir Möbius ins Wort, „es ist hier vielleicht von Vorurtheil gar nicht die Rede — aber ich merke, daß ich in Räthseln spreche, daß ich noch lange so fortsprechen und Sie ungeduldig machen könnte, während ich nichts Anderes zu thun habe als aufrichtig zu erzählen. Es ist das eine Pflicht, die ich längst hätte erfüllen sollen. Unterlasse ich es länger, so werde ich Ihnen mit Recht verdächtig. Wie Vieles muß Ihnen an mir, gelinde gesagt, schon als sonderbar aufgefallen sein!"

Möbius unterbrach sich wieder und fragte dann: „Ist es Ihnen z. B. gestern nicht aufgefallen, daß ich Ihnen nach Ihrem langen Marsche auch nicht die geringste Erfrischung angeboten habe?"

„Aufrichtig gestanden, ja," sagte ich lächelnd.

„Nun, sehen Sie, so würde Ihnen bei mir jeden Augenblick etwas auffallen müssen, was Sie glauben machen könnte, daß ich die elementarsten Grundregeln der Lebensart, der gewöhnlichsten Menschlichkeit oder Höflichkeit nicht kenne. Und doch habe ich Ihnen nur deßhalb nichts angeboten, weil ich befürchtete, daß Sie es mir möglicherweise nie verzeihen würden, aus der Hand meiner Frau einen Trunk Wein angenommen zu haben."

„Aber, lieber Möbius," rief ich erstaunt — „Ihre Frau, die mir den Eindruck einer ausgezeichneten Person machte — ich verstehe Sie nicht."

„Sie werden mich bald verstehen," versicherte Möbius, „haben Sie nur die Güte mich anzuhören."

„Ich stamme aus einer Pastorfamilie, in welcher eine gewisse sehr gute, wenn auch nicht sehr einträgliche Stelle seit beinahe zweihundert Jahren sozusagen erblich ist. Es ist das die Stelle an der St. Martinskirche zu G., und sie wird von dem ehemals reichsunmittelbaren Fürsten v. S.... vergeben, da das Stadtviertel, in welcher die Pfarre liegt, ehemals zu seinem souveränen Gebiete gehörte. Die ältesten Söhne der Prediger an der Martinskirche waren zu einer gesicherten Existenz geboren. Es ist natürlich, daß ich, der einzige

Sohn meines Vaters, unter solchen Umständen der Theologie bestimmt wurde, und ich nahm diese Bestimmung, abgesehen von allen weltlichen Vortheilen, sehr gerne auf mich, da der Fürst, unser Patronatsherr, ein Mann des vorigen Jahrhunderts, mit Vorliebe die Stellen, über die er verfügte, mit freisinnigen Geistlichen besetzte. Ja, als ich später auf der Universität, der schleiermacher'schen Richtung folgend, und dabei mancherlei Philosophieen kennen lernend, Ideen in mich aufnahm, die sonst mit dem geistlichen Stande, wie er einmal ist, schwer zu vereinigen sind, konnte ich mir doch noch sagen, daß ich mit gutem Gewissen auf dieser Laufbahn verharren dürfe, da mir mein Vater als aufmunterndes Muster diente, indem er, beinahe eben so denkend wie ich, anerkanntermaßen in seinem Berufe eine höchst wohlthätige, segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Nachdem ich das Gymnasium meiner Vaterstadt besucht, wurde ich im neunzehnten Jahre hierher auf diese unsere Landesuniversität geschickt. Ich machte meine Semester mit größter Regelmäßigkeit durch, benützte meine Jugend mit ebenso großer Heiterkeit als Gewissenhaftigkeit, und stand bereits nicht mehr ferne vom Ziele. Mein alter Vater freute sich schon, daß ich, nach einem Jahre ungefähr, bei ihm einziehen, und von seinen müden Schultern auf meine jugendlichen

einen Theil der Last nehmen würde. Ebenso sehr freute ich mich, dem guten alten Manne bald zu Hülfe kommen zu können, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das mich zerstreut machte und mir die nicht unbegründete Besorgniß einflößte, daß die Vollendung meiner Studien verzögert werden könnte.

„Eines Sonntags durchstreifte ich, wie das meine Gewohnheit war, mit einem Kollegen und nähern Landsmann die Umgegend dieser Stadt. Mein Freund gehörte der etwas orthodoxen Richtung an, und wir hatten während des ganzen Tages genug zu streiten und zu diskutiren. Gegen Abend in die Stadt heimkehrend und vom Weine, den wir in einer Dorfschenke einnahmen, frisch aufgeregt, erhitzten wir uns aufs Neue so sehr, daß wir für die lustige Musik, die uns von einem der Tanzböden entgegenschallte, kein Ohr hatten. Sie kennen wohl den hübschen, luftigen Pavillon, Tivoli genannt, der sich ungefähr eine halbe Stunde westwärts von der Stadt, nahe an der Landstraße erhebt? Dort war es. Wir wollten eben daran vorüber, als eine empörende Szene über uns vermochte, was die lustige Musik nicht vermocht hatte, als wir plötzlich in der Kontroverse inne hielten und aufmerksam wurden.

„Ein junges Mädchen lief fliehend die wenigen

Treppen hinab, welche vom Pavillon gegen die Landstraße führen. Sie drückte beide Hände vor's Gesicht und eilte so schnell davon, daß sie jeden Augenblick hätte fallen können. Nach der Art und Weise, wie sie aus der Thüre stürzte, hätte man schließen dürfen, daß sie hinausgestoßen worden. Hinter ihr, mit erhitzten Gesichtern, erschienen mehrere junge Männer aus dem Volke, die ihr allerlei Schimpfwörter und Schmähungen nachriefen; die Fenster füllten sich mit jungen, männlichen und weiblichen Köpfen, die der Fliehenden ein höhnisches Gelächter nachschickten, und dieses Gelächter wurde noch stärker, als ihr einer der jungen Leute ein ‚Geh' zum Henker!‘ nachrief. Es war, als sollte dieser rohe Ausruf ein guter Witz sein. Bei all' dem hatte die Geschmähte und so Verfolgte nichts in ihrem Wesen, was eine solche Ausstoßung aus der Gesellschaft gerechtfertigt hätte; im Gegentheile hatte ihre Erscheinung etwas mehr als Bescheidenes. Sie sah furchtsam und gedrückt aus, und wie sie so mit den Händen vor dem Gesichte, ohne auf den Weg zu sehen, dahinlief, war sie ein rührendes Bild der Beschämung, der verfolgten Unschuld, ja des Unglücks. Trotzdem hatte es den Anschein, als wollten ihre Widersacher von der Verfolgung nicht ablassen, und ohne lange zu überlegen, liefen wir Beide heran, nahmen

die Fliehende in unsere Mitte und redeten ihr Worte der Beruhigung zu. Sie that die Hände vom Gesichte und sah uns durch die Thränen, die stromweise aus ihren Augen brachen, mit unendlich dankbaren Blicken an.

Ich fühlte großes Mitleid mit dem schönen und verstoßenen Geschöpfe, und ich empfand die Wahrheit, daß Mitleid die breiteste jener Pforten ist, durch welche gerne die Liebe einzieht. Wie viele schöne und große Eigenschaften ich auch später an Pauline kennen lernte, so sehe ich doch ein, daß ich nicht in Folge dieser Erkenntniß sie lieben gelernt, daß, um mich prosaisch auszudrücken, schon in jenem Momente vier Fünftheile meiner Liebe sich entwickelt hatten. Es war mir, als könnte ich von dem schluchzenden Geschöpfe, das neben mir einherging, nicht mehr lassen, als müßte ich immer so an ihrer Seite bleiben, um sie zu schützen und in ihrem Leid zu trösten. Doch war ich es nicht, der in der That tröstete. Mein Kollege sprach ihr in salbungsreichen Worten zu, während ich schweigend neben ihr einherging. Ich konnte sie nur betrachten und immer wieder betrachten und beobachten, wie jedesmal ihr Schluchzen in meinem Herzen so wiederhallte, daß ich es mit meinen Seufzern begleitete.

Indessen näherten wir uns der Stadt, und mein Kollege wurde mit seinen Trostreden sparsamer und auf-

fallend unruhig und besorgt. Er gehörte, wie gesagt, zu der orthodoxen Richtung und zugleich zu den musterhaftesten Jünglingen der Universität. Es konnte uns irgend ein Prediger unserer Bekanntschaft, ein Professor der Theologie oder die Frau eines dieser Prediger oder dieser Professoren begegnen, in Gesellschaft eines jungen Mädchens — man konnte ihn fragen, wie er in diese Gesellschaft gekommen, — er hätte antworten müssen, daß sie von jenem populären Tanzboden verjagt worden. Er war in Gefahr, seinen guten Ruf zu verlieren, sich bei seinen Beschützern und Meinungsgenossen verdächtig zu machen, und seine Unruhe wuchs in dem Maße, als wir uns der Stadt näherten. Ich aber, vertieft wie ich war in die Betrachtung des schönen, jungen Mädchens, welches, nachdem es sich von seinem Schmerze erholt hatte, plötzlich mit auffallendem Stolze, ja mit großer Würde neben uns einherging, bemerkte nichts von dem Zustande meines Freundes, nichts von den Zeichen, die er mir machte, und verstand auch nicht, was es zu sagen hatte, als er, nach vielen fruchtlosen Bemühungen, die Wendung eines Weges benützend, auf meine Seite herüber schlüpfte und mich am Rocke zu zupfen anfing. Erst nachdem ich neben der schönen Unbekannten schon mehrere Straßen der Stadt durchwandert hatte, fiel es mir auf, daß mein Begleiter verschwunden war.

Ich zerbrach mir über dieses sein Benehmen nicht lange den Kopf, da mein ganzes Gedankenleben mit meiner Schutzbefohlenen beschäftigt war. Je länger ich sie ansah, desto weniger gerechtfertigt erschien mir das rohe Benehmen, dessen Opfer sie gewesen, und wie sie jetzt so stolz, so würdevoll dahinging, sagte ich mir, daß sie aus jener Gesellschaft nur als ein fremdes, hoch über ihr stehendes Element ausgewiesen worden, daß die Gemeinheit sich gegen sie empörte, weil sie neben dieser ihr als ein auffallender Vorwurf und Gegensatz erscheinen mußte. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Mädchen jene Behandlung nicht verdient hatte, und ich fühlte mich gedrängt, ihr mein Vertrauen zu beweisen, indem ich auch nicht mit der geringsten Anspielung nach den Ursachen jener Szene fragte, und ihr in Wort und Geberde die Achtung zu zeigen, die sie mir einflößte. Meinem Freunde war ich für seine Flucht sehr dankbar; denn als die Unbekannte außerhalb der Stadt seine Abwesenheit bemerkte, lächelte sie erst vor sich hin, dann aber wandte sich dieses Lächeln mit dem Ausdruck innigster Dankbarkeit zu mir. Meine Ausdauer, mein Ausharren bei ihr trat mit Hülfe jenes Abfalls sprechender hervor. Dieses Lächeln ermuthigte mich, ein allerdings gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen, das mich aber trotzdem beglückte; denn die schöne Alt-

stimme, wie die gebildete Sprache und Ausdrucksweise thaten mir sehr wohl. Letztere stimmte viel mehr mit ihrer städtischen Kleidung und mit dem Geschmack ihres Anzuges, als mit der Gesellschaft und mit der Oertlichkeit zusammen, von der ich sie kommen sah. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, sie könnte die Tochter höherer gebildeter Stände sein, die sich einmal den Scherz gemacht, sich in eine Gesellschaft der untersten Klassen zu mischen, und die, unbekannt mit den Sitten dieser Klasse, einen Verstoß begangen, der ihr jene Behandlung zugezogen.

Leider dauerte das Gespräch, dessen Anknüpfung mich so viel Muth und Selbstüberwindung gekostet, nicht lange. Auf jenem Hügel, der die Stadt von meinem Dorfe trennt, und den Sie gestern überschreiten mußten, am Rande des Wäldchens, das diesen Hügel krönt, machte sie plötzlich Halt, ergriff meine Hand, drückte sie und dankte mir mit wenigen Worten für den Dienst, den ich ihr geleistet, versicherte, daß sie von da aus ungefährdet ihre Wohnung erreichen könne, und bat mich, mich nicht weiter zu bemühen. Die Plötzlichkeit dieses Abschieds überraschte mich, ich kann wohl sagen, betäubte mich so sehr, daß sie hinter den Bäumen verschwunden war, bevor ich noch wußte, was zu sagen, und bevor ich mit meiner Absicht, sie um ein Wiedersehen zu bitten, im

Reinen war. Ich stand da wie ein Träumender. Ihre Bitte mich nicht weiter zu bemühen, nahm ich als Verbot, ihr zu folgen, und hatte nicht den Muth, soweit in die Baumreihen vorzudringen, daß ich ihr hätte nachsehen können. Als ich es endlich doch that, ohne zu wissen, daß ich ihr nachlief, und jenseits des Wäldchens ankam, sah ich in ein tiefes Thal und über mehrere Hügel und über einzelne zerstreut liegende Hütten, welche bereits in Abendschatten gehüllt waren — aber von dem schönen Mädchen, das mein ganzes Herz mit fortgenommen, war keine Spur mehr zu entdecken.

„Und Tage und Wochen vergingen und sie blieb verschwunden. Hätte ich sie einen oder auch mehrere Tage nach dem ersten Zusammentreffen wieder gesehen, oder hätte ich nur etwas Näheres über sie gewußt, mein Leben wäre auf die gewohnte Weise mit Arbeit und Vergnügen, vielleicht mit erhöhter Thätigkeit und ernsterem Lebensgenusse, aber im Ganzen doch in derselben Weise wie vorher weiter geflossen. Wie aber die Dinge standen, war ich in beständiger Unruhe; natürlich, denn ich war ein Suchender. Ich war, was die Schweizer so bezeichnend mit ‚entwegt‘ ausdrücken. Sie müssen wissen, daß dieß die erste Liebe war, die ich empfand, und das Geheimnißvolle an meiner unbekannten Geliebten war nur geeignet, die Heftigkeit

eines solchen zum ersten Male auftretenden Gefühles zu steigern. Anstatt der Kirchenväter las ich Gedichte, und anstatt die Kollegien zu besuchen, durchstreifte ich, immer suchend und in jedes weibliche Gesicht sehend, Stadt und Umgegend. Jener Nachmittag schwebte mir bereits in vollendeter Verklärung vor, und es schien mir, als hätte ich in jenen wenigen Stunden und nur damals erfahren, was Glück sei. Es war mir zur Gewohnheit geworden, fortwährend den Lenau'schen Vers vor mich hinzusagen:

‚O Menschenherz was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.'

Dieser Vers konnte mich manchmal zum Weinen bringen, und sein Inhalt erschien mir endlich wie ein trauriges Dogma der Wissenschaft des Lebens.

„In Erinnerung an jene Zeit begreife ich, wie das Unglück, vorzugsweise aber ein vergebliches Streben, den Menschen in Zerstreuungen und endlich in allerlei betäubende Ausschweifungen treiben kann. Ich war nahe daran ein ganz lüderlicher Student zu werden, und diesem Umstande danke ich die Wiederentdeckung meiner Verschwundenen.

„Da ich allen Vergnügungen nachjagte, besuchte

ich auch einen Maskenball, welcher zum Vortheile einer Stiftung zur Unterstützung armer Studirenden von Studirenden selbst im Theater veranstaltet wurde. Natürlich nahmen an diesem Maskenballe alle Fakultäten Theil ebenso wie die angesehensten Einwohner der ganzen Stadt, und die weiten Räume des Theaters waren von maskirten und unmaskirten Gästen überfüllt. Nachdem ich zwei-, dreimal getanzt hatte, überfiel mich mitten in diesem Strudel und Gedränge jene Langeweile, die ich damals so oft empfand, wenn ich mich zur Freude zwingen wollte. Gleichgültig ließ ich mich von der Menge hin- und herdrängen. Es fiel mir nicht ein, auch hier in dieser glänzenden Gesellschaft, welche die Honoratioren der Stadt vereinigte, und in die man nur vermittelst eines hohen Eintrittsgeldes gelangen konnte, nach meiner Unbekannten, die ich von einem ländlichen Tanzboden kommen gesehen, zu suchen, und es kam mir selbst beinahe wie Wahnsinn vor, als ich mir plötzlich sagte: ‚Diese Maske hier vor mir im Kostüme der Maria Stuart ist meine Unbekannte.‘ Die Maria Stuart in dem prachtvollen Sammet- und Atlaßkostüm ging hart vor mir am Arme einer andern ebenfalls in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts gekleideten Person einher. Sie sprach nicht, sie bewegte sich kaum, und doch war ich über-

zeugt, daß sie es war. Fragen Sie mich, woran ich sie erkannte? Ich weiß es nicht. Ich sah sie verkleidet und nur von rückwärts, aber ich sagte mir, daß dieser so anmuthsvoll gebogene Nacken und dieser so stolz getragene Kopf nur ihr angehören konnten. Ich drängte mich vor, ich sah ihr in die Augen und war meiner Sache gewiß. Mit Glück bemerkte ich, daß auch sie bei meinem Anblick nicht unangenehm überrascht war, und mit noch größerem Glück, daß sie bereitwillig die Hand ergriff, die ich ihr zum Gruße entgegenstreckte.

„Eine Minute darauf wirbelten wir zusammen im Tanze. Ich konnte nicht umhin, ich mußte mir sagen, daß auch sie mit mehr als der gewöhnlichen Jugendlust sich diesem Vergnügen hingab. Ich war wie berauscht, und in diesem Rausche gestand ich ihr mit begeisterten Worten, wie glücklich ich mich über dieses Wiederfinden fühlte, und erzählte ihr in vorwurfsvollen und zärtlichen Ausdrücken, wie ich diese ganze Zeit hindurch nach ihrer Spur suchte. Daß ich sie so ohne alle äußeren Anzeichen, unter der Maske, in dem unerwarteten Kostüme auf so unerklärliche Weise wieder erkannte, mußte sie als Beweis annehmen, daß mich eine geheimnißvolle Macht unwiderstehlich zu ihr hinzog.

„Ich will kurz sein. Wir verließen einander nicht mehr. Meine Maria Stuart wies alle Tänzer ab und blieb fortwährend an meiner Seite. Ich schwelgte in Freuden, die jeden Augenblick einen andern Grund hatten. Bald war es die Erfahrung, daß sie gerne in meiner Gesellschaft blieb, bald die andere, daß sie seit jenem Sonntage manchmal meiner gedacht hatte; dann wieder beobachtete ich, mit welcher Frische sie am Leben hing, und dann wieder, wie vielfach ihr Geist gebildet war. Ihr eigenes Kostüm und andere historische Kostüme, die an uns vorüberzogen, gaben zu allerlei Bemerkungen Veranlassung, die eine große Belesenheit verriethen. Auffallend war mir während der ganzen Zeit nur Eines, daß sie, als auch ein Karl I., ein Egmont und eine Marie Antoinette an uns vorübergegangen waren und ich die Bemerkung machte, daß wir uns in einer Gesellschaft von Enthaupteten befänden, plötzlich schweigsam wurde, und es meinerseits einer gewissen Anstrengung bedurfte, um sie einem langen Nachdenken zu entreißen und wieder gesprächig zu machen. Während dieses Nachdenkens, das ich mit meiner Bemerkung verursacht hatte, erhob sie sich auch zu wiederholten Malen, und wollte sie, wie es schien, obwohl mit Widerstreben, mich und den Saal verlassen. Aber ein rauschender Walzer, zu dem ich sie einlud,

und schüchterne Liebesworte, an deren Aufrichtigkeit sie nicht zweifeln konnte, verscheuchten wieder jene Störung. Es war die einzige während dieser ganzen glücklichen Nacht; der Schmerz, daß sie mir trotz aller Bitten ihr Gesicht auch nicht eine Sekunde lang entlarven wollte, wurde reichlich aufgewogen durch das Versprechen, daß ich sie am nächsten Abend an derselben Stelle wiedersehen solle, wo sie mich bei unserer ersten Bekanntschaft verlassen hatte.

„Der Morgen graute schon, als ich überglücklich meiner Wohnung zueilte und dießmal anstatt jenes Verses immer den Namen ‚Pauline' vor mich hinmurmelte. Dieser Name war eigentlich das Einzige, was ich, trotz aller Innigkeit, die sich in dieser Nacht zwischen uns ausbildete, oder vielmehr, die sich vom ersten Augenblicke unseres Wiederfindens zwischen uns einstellte, über sie, von ihr und ihrer Person erfuhr. Aber bei meiner Liebe war alles Andere unbedeutende Nebensache, und ich fühlte Paulinen gegenüber ein so unbegrenztes Vertrauen, daß mir alles Geheimnißvolle, alle Widersprüche und der Umstand, daß sie mir gleich beim zweiten Zusammentreffen ein Rendezvous unter vier Augen gestattete, ohne mir mit einem Worte von Vater und Mutter gesprochen zu haben, nicht die geringste Bedenklichkeit erweckte.

„Sie kennen den sogenannten Poetenweg, der sich unfern der Stadt längs der Hügel, dann am Saume des Waldes dahinschlängelt, und endlich in jene von Buchen und Erlen umschattete, von sanften Abhängen umfriedete Bucht mündet? Diesen Weg wandelte, wallfahrtete ich nun oft, und wahrlich, meine Gedanken auf diesem Wege rechtfertigten seinen Namen, und in jener Bucht landete ich wie in einem glückseligen Golfe. Dort in späten Abendstunden mit und ohne Mondschein verflossen in Gesellschaft Paulinens die schönsten, reinsten und glücklichsten Stunden meines Lebens, so tief glückliche und so reine, daß sie selbst durch die Ungewißheit, in der ich über ihre Verhältnisse, ihre Familie, ihren Familiennamen, ihre Vergangenheit und über alle Ursachen ihres streng bewahrten Inkognitos verblieb, nicht getrübt werden konnten. Pauline bat mich, nicht zu forschen, und ich unterließ es gerne und freute mich, ihr diesen Beweis meines Vertrauens zu geben, weil Vertrauen der beste Beweis der Liebe ist. Sie versicherte mich, daß die Ursachen ihrer Schweigsamkeit trauriger Art seien, und das konnte mich nur betrüben und meine Liebe zu ihr vertiefen. Wie sollte ich auch neugierig sein, da nach Paulinens Versicherung die Lüftung des Schleiers höchstwahrscheinlich der Anfang unserer Trennung wäre. Ich kam mir wie der Ritter

von Lusignan vor, der eine holde Fee im Arme hielt, so lange er nicht neugierig war, und ich beschloß klüger und stärker zu sein als er, um mich durch Neugierde nicht um mein Glück bringen zu lassen. Daß Pauline in einer ausgezeichneten Erziehungsanstalt (einer entfernten Stadt Deutschlands) aufgewachsen, hätte ich mir selbst sagen können, selbst wenn sie es mir nicht erzählt hätte; denn ihr Geist war zu einem ungewöhnlich hohen Grade gebildet, ihr Urtheil fein und unabhängig, ihr Gedächtniß eine Schatzkammer von Wissen. Und so verfloßen unsere Stunden nicht in bloßen Liebeständeleien und Liebesversicherungen, deren wir Beide, wie wir einmal geartet waren, bald hätten müde werden müssen, sondern meist in ernsten, ich darf wohl sagen inhaltsreichen Gesprächen, und das Verhältniß von Lehrer und Schülerin, das sich bald zwischen uns einstellte, machte unsere Verbindung nur noch inniger. Dieses Verhältniß machte mir die Lücken ihrer Bildung und ihres Wissens eben so lieb wie ihr Wissen, denn ich konnte ja etwas für sie thun, ich leistete ihr etwas, und ich hatte das Gefühl, das dem Manne dem Weibe gegenüber so nothwendig ist, ich hatte es wenigstens durch Minuten, daß ich auf gewissem Felde über ihr stand, während ich mich sonst in vielen Beziehungen als tief unter ihr stehend anerkennen mußte.

Meine ganze Vergangenheit schien mir leer, unbedeutend, mein Charakter leicht und eitel neben ihr, die mir den Eindruck machte, als hätte ihre Geschichte ein Schicksal, und ihre Seele den Ernst und die Tiefe, ohne die kein Schicksal zur Einkehr bewogen wird. Alles an ihr war mir theuer und machte mir einen außergewöhnlichen, ja einen großen und geheimnißvollen Eindruck, bis auf Melac, den gewaltigen weißen Hund, der sie zu unseren Zusammenkünften begleitete, zu unseren Füßen lag und uns mit verständnißvollen Augen anblickte. Es war Paulinens einziger Begleiter, oder er kam ihr nach, wenn er zur Zeit, da sie das Haus verließ, mit ihrem Vater über Feld gewesen. Da ich einmal bei solcher Gelegenheit die Besorgniß aussprach, daß ihre Wanderungen und unser Zusammenkunftsort durch den treuen Wächter verrathen werden könnten, erfuhr ich zu meinem Staunen, daß Paulinens Vater um unsere Zusammenkünfte wie um die ganze Geschichte unserer Bekanntschaft wußte. Doch staunte ich nicht lange; ich hatte wie das Fragen und Forschen auch das Verwundern in diesem ganzen Erlebniß vergessen, aufgegeben, und wie ich Pauline jetzt kannte, das reine, starke, auf sich selbst beruhende Mädchen, fand ich das Vertrauen ihres Vaters nur natürlich, und ich gewann den mir unbekannten Mann gewisser-

maßen lieb dafür, daß er sein Kind so beurtheilte, und daß er meiner Geliebten solches Vertrauen schenkte, wie der Geliebte selber.

„Unter diesen Umständen, die ich Ihnen hier nur andeute, konnte unsere Verbindung immer inniger werden; aber äußerlich sich weiter entwickeln, einem Ziele entgegenwachsen konnte sie nicht. Pauline sagte es mir auch zu wiederholten Malen, daß unsere Liebe, unser Glück nur wie ein Gedicht sein könne, das seinen Zweck in sich habe, das sich in seiner eigenen Schönheit genügen müsse, und daß wir an nichts denken dürften, was man gewöhnlich als „Zweck" bezeichnet. Mit welcher Trauer sie das auch aussprach, so versicherte sie doch mit dankbarem Gefühle, daß ihr mehr Glück geworden, als sie in ihrer Lage jemals zu hoffen gewagt hätte. Was mich betraf, so war ich im waltenden Augenblicke so tief befriedigt, fühlte ich mich so reich, daß es mir beinahe an der Kraft gebrach, daß mir nicht mehr die Fähigkeit übrig blieb, an die Zukunft zu denken. Geschah dieß doch zuweilen auf der Rückkehr vom Poetenwege, so tröstete ich mich damit, daß Pauline ein Mädchen von achtzehn Jahren sei, und als solches das Tragische ihrer Lage vielleicht tragischer ansehe, als sie es verdiene. Und dann — war ich nicht ein Mann? War ich nicht dazu da, für sie den

Kampf mit dem Schicksal aufzunehmen? Wenn sie mir auch ihre Geschichte nicht erzählte, wenn sie sich auch so sehr vor mir verhüllte, daß ich sie des Abends von unserem Plätzchen aus auf ihrem Heimwege nicht zwei Schritte weit in den Wald begleiten durfte, so hatte sie mir doch schon so viel verrathen, daß zwischen uns Beiden das „Vorurtheil“ stehe, daß uns das Vorurtheil auf ewig trenne. Dachte ich an diese Aeußerung, war ich vollends getröstet. Ich fühlte mich ebenso über alles Vorurtheil, wie über allen Aberglauben erhaben. Was konnte es sein? War sie eine Jüdin? Ich wollte mit ihr in ein Land ziehen, wo der Ehe zwischen Christen und Juden kein Hinderniß im Wege steht. Oder ein natürliches Kind? Das machte mich lachen. Oder die Tochter eines Verbrechers? Doppelt theuer sollte mir die unschuldig Leidende sein; ich will gutmachen, was die Ungerechtigkeit der Menschen an ihr verbrochen, und sie mit meinem Leben gegen jede Anspielung vertheidigen.

„Indessen, wie gesagt, dachte ich jetzt wenig an dergleichen. Zur gegebenen Zeit soll mich Pauline kennen lernen und erfahren, was ich für sie auf mich zu nehmen bereit sei. Um aber bald dahin zu gelangen, nahm ich meine unterbrochenen Studien aufs Neue und mit frischem Eifer auf. Mein ganzes Leben,

meine ganze Welt war jetzt auf meine Bücher, die mich dem Ziele näher bringen sollten, und auf jene Abendstunde zusammengedrängt. Der Tag wurde mit Vorbereitungen zum Staatsexamen verbracht, der Abend auf jener Bank, selbst wenn Pauline dahin zu kommen verhindert war. So ging es in holdester und glücklichster Monotonie fort durch viele Wochen.

„Eines Abends, da ich wieder allein auf der Bank am Saume des Waldes saß und vergebens meine Geliebte erwartet hatte, wollte ich mich eben erheben, um in die Stadt zurückzukehren, als ich mich eines sonderbaren Auftrages erinnerte, der mir heute Morgen in einem Briefe meines Vaters zugekommen. Die Schwester des mediatisirten Fürsten, unseres Patronatsherrn, eine alte Jungfrau, die auf dem Schlosse in der Nähe meines Vaters lebte, litt seit vielen Jahren, vielleicht schon ihr Leben lang, an gewissen Krämpfen und Nervenanfällen. Sie hatte bereits alle wissenschaftlichen Sommitäten der medizinischen Welt erschöpft, und war längst bei den Wunderdoktoren, und sympathischen Mitteln angekommen. Sie hatte in den Zeitungen gelesen, daß hier in dieser Stadt in nächster Zeit ein arger Mörder hingerichtet werden solle, und nun wurde mir der Auftrag, ihr um jeden Preis das Hemd des Hingerichteten, das er bei der Hinrichtung am Leibe haben werde,

zu verschaffen. Ein solches Hemd sollte solche Krämpfe, wie sie das alte Fräulein plagten, unfehlbar zu heilen im Stande sein. Da Kleider und Wäsche des Patienten Eigenthum des Scharfrichters werden, so solle ich sobald als möglich mich mit diesem verständigen, um, da sich immer viele Käufer eines solchen Hemdes vorfinden, mir dasselbe auf alle Fälle zu sichern. Mein Vater, der wohl wußte, wie unangenehm mir ein solcher Auftrag sein werde, ersuchte mich in seinem eigenen Namen, jeden Aerger über den Aberglauben und jeden Widerwillen gegen die Unterhandlung mit dem Henker zu überwinden, und mich der Grille der guten, sonst so vortrefflichen, aber jetzt nicht mehr ganz zurechnungsfähigen Dame zu fügen. Diese Vorsicht meines Vaters war höchst überflüssig; die alte Fürstin hatte mir von jeher viel Güte gezeigt, und ich hätte selbst unangenehmere Aufträge für sie übernommen. Ich erinnerte mich also an jenem Abende des Briefes meines Vaters und, da ich nicht sehr ferne von der einsam gelegenen Wohnung des Scharfrichters sein konnte, beschloß ich sogleich an Vollführung meines Auftrages zu gehen, oder wenigstens die Unterhandlungen mit dem Scharfrichter zu beginnen. Man hatte mir, als ich mich in der Stadt nach seiner Wohnung erkundigte, im Allgemeinen die Gegend hinter jener Hügelreihe, an welcher

der Poetenweg hinlief, bezeichnet und meinte, daß ich, dort angekommen, das einsam stehende Haus leicht auffinden werde. So ging ich denn den Poetenweg zurück und in langer Biegung um die Hügel. Ich kam mir auf diesem Wege zum Scharfrichter, wie ich so einsam und bei spätem Abend dahinging, ziemlich romantisch vor, und suchte mich mit Humor in meine Rolle zu finden. Dabei machte ich allerlei philosophische Betrachtungen über die Gegensätze des Lebens, und wie sich trotz aller Grundsätze und Ueberzeugungen in einem Menschenleben die sonderbarsten Widersprüche zusammenfinden können, da ich, der rationalistische Theolog, ein Schüler Schleiermacher's, selbst Hegel's, dahinging, um im Namen eines Aberglaubens mit einem Manne zu unterhandeln, welcher die Personifikation der Todesstrafe war, die ich grundsätzlich und instinktiv verwarf. Ich befand mich also in einer Lage, die weder mit dem Rationalisten, noch mit dem Theologen, noch mit dem Menschen übereinstimmte. Zugleich erinnerte ich mich an die verschiedensten und romantischsten Henker-Gestalten und Geschichten, an Jaques Katch, an Sanson, an den intimen Freund König Wenzel's des Faulen, den dieser König seinen Gevatter nannte; an den Tristan Ludwigs XI.; an den Nachrichter, den die berner Armeen immer in ihrem Ge-

folge mit sich führten, um sich nach der Schlacht, bei ruhigem Gemüthe, noch einige blutige Schauspiele aufführen zu lassen; an das breite Schwert des brentano'schen Henkers, das sich in seinem Schranke unruhig bewegte, als das schöne Annerl an der Seite ihrer Großmutter eintrat, und an viele andere ähnliche Gestalten und Geschichten. Dabei versenkte ich mich so tief in diese Romantik, daß ich unwillkürlich einen ganz in rothes Tuch gekleideten Mann, umgeben von ähnlich gekleideten Knechten, vorzufinden erwartete.

Nach einer Wanderung von ungefähr zwanzig Minuten kam ich in eine ziemlich einsame Gegend, und sah ich im Hintergrunde eines kleines Seitenthales, eine Art von Gehöfte, das sich mit seinen Bäumen und Dächern im Mondscheine ganz deutlich auf einem der Abhänge absilhouettirte. Dahin richtete ich meine Schritte. In der Nähe des Hauses angekommen, glaubte ich nicht ohne Kampf hineingelangen zu können, denn ein ungewöhnlich großer Hund sprang mir mit wildem Gebell entgegen. Ich hielt inne, war aber nicht wenig erstaunt, als der Hund plötzlich seinen wilden Gruß in die zärtlichsten Liebkosungen verwandelte, und ich in ihm unsern treuen Freund und Wächter Melac erkannte. Hat dir deine Herrin zu meinem Nachtheile heute Ferien gegeben, sagte ich, indem ich ihm den Kopf streichelte, und die

benützest du, um die Gegend zu durchstreifen und auf Abenteuer auszugehen? Ich fühlte mich ganz wohl in dieser befreundeten Gesellschaft, und mein Weg zum Henker verlor durch die Gegenwart Melacs für mich den letzten Rest von Unheimlichkeit. Er drückte sich an meine Seite, und so, indem ich ihn fortwährend streichelte, zogen wir, fast hätte ich gesagt Arm in Arm in den Hof ein.

„Der Anblick dieses Hofes erweckte den stärksten Zweifel in mir, ob ich auch recht gegangen. Hier sah es ganz und gar nicht aus, wie ich mir den Aufenthalt eines Scharfrichters vorstellte; hier lachte oder vielmehr lächelte Alles aufs Freundlichste. Das ganze Gehöft, wie es im Mondscheine vor mir lag, schien die Heimath der behaglichsten Gemüthlichkeit; wohin man sich immer wandte, jeder Winkel, jeder einzelne Theil, jede Anordnung sprach von Sauberkeit, sorgfältiger Pflege, ja von Schönheitssinn, obwohl von Luxus und absichtlichem Aufputz nirgends eine Spur war. Das Gebäude, das mir bei meiner Ankunft den Rücken kehrte, und nach Außen nur eine graue, einförmige fensterlose Mauer sehen ließ, war das eigentliche Wohnhaus, und seine dem Hofe zugekehrte Seite zeigte, ganz im Gegensatze zu der äußern, eine Reihe schön eingerahmter Fenster, die im Style des vorigen Jahr-

hunderts mit allerlei vorspringenden Steinmetzarbeiten eingefaßt waren, und zwischen denen an die Wand befestigte Fruchtbäume wie an einem Spalier ihre Zweige bis hinauf an das Dach erstreckten. Diesem Hause gegenüber befanden sich aus Ziegelsteinen aufgeführte Nebengebäude mit vorspringenden Schweizerdächern und allerlei Holzschnitzereien an denselben. Rechts und links zwischen diesen Häusern wurde der Hof auf der einen Seite von einem zum Theil mit Waldbäumen bepflanzten Garten, auf der andern von einem Kohl- und Blumengärtchen geschlossen, welches Letztere durch weiße Staketen mit grünen Spitzen vom Hofe getrennt war. Den Mittelpunkt des Hofes bildete eine Pumpe, welche wie ein Thürmchen hoch in die Luft eine Wetterfahne erhob, und in der Nähe derselben war eine große Hundehütte aufgeführt, in die sich Melac bei meinem Eintritte sogleich begab, aber nur, um sie in demselben Augenblicke wieder zu verlassen, als ob er mir nur hätte zeigen wollen, daß er hier zu Hause war. Ich erschrack vor Freude bei dem Gedanken, daß ich mich in der Heimat meiner Geliebten befand. Der Zufall oder Irrthum hatte mich ja hierher geführt, und ich hatte mir keinen Vorwurf der Neugierde, der Zudringlichkeit oder des Ungehorsams gegen ihre Befehle zu machen. Ja, hier in dieser Idylle mußte sie wohnen, diese

ganze Umgebung, diese sinnige Einsamkeit vervollständigte mir ihr Bild und schloß es ab wie ein Rahmen. Ja, hier mußte sie wohnen, nur sie paßte in diese Welt, und ich hatte meine Schritte anderswo hinzulenken, wenn ich noch heute den Scharfrichter aufsuchen wollte. Ich empfand eine gewisse Genugthuung in dem Gedanken, noch nach Möglichkeit ihrem Willen zu gehorchen und mich rasch wieder von ihrer Wohnung, in die ich nicht eindringen sollte, zu entfernen, und wandte mich in der That, um den Hof sofort wieder zu verlassen. Aber ich mußte über einen Lichtstreifen, der aus einem der Fenster fiel, und im Bereiche dieses Lichtstreifens angekommen war ich wie gebannt. Wenn ich ihm folgte, kam ich an das Fenster, und konnte vielleicht einen Augenblick lang in das theure Gesicht sehen, konnte vielleicht das mir versagte Glück genießen, sie einen Moment in ihrem häuslichen Walten zu beobachten. Die Versuchung war zu groß; ich erlag ihr, und nach drei Schritten stand ich an dem Geländе, das die Bäume an der Wand beschützte, und mich ungefähr eine halbe Elle weit vom Fenster ferne hielt.

„Ein überraschender Anblick bot sich mir dar, ein Anblick der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meister Vogt, dem Henker, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebückter Mann in

einem Leinwandkittel einen großen Schleifstein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdärmeln und großer Sammetweste mit langen Schößen, in faltigen Stiefeln, die über die Knie reichten, stand, ebenfalls gebückt, an der andern Seite des Schleifsteines und drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an seinem äußersten Ende beinahe so breit wie ein Beil war, und sich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Wassertropfen ganze Büschel von Feuerfunken sprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtung der Stube deutlich sichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr sprachen ein Wort, sie schienen ihr Geschäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte seine Breite mit den Augen, und seine Schärfe mit den Fingerspitzen; manchmal sogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unebenheiten mit den empfindlicheren Nerven zu erkennen. Er schüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald schneller, bald langsamer zu drehen. Tiefe Stille herrschte rings umher, so daß ich das Pfeifen des Steines und manchmal das metallische Summen

des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menschen vom Leben zum Tode bringen sollte. Es war mir eigenthümlich, unsäglich zu Muthe; es war mir, als sähe ich einem Verbrechen zu, und ich war wie gebannt, regungslos und starr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberisch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und das kam daher, daß sich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Person genauer zu sehen, welche sich ebenfalls in der Stube befand, und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zukehrte, und dessen Kopf von dem Vorhange des Fensters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß sie bei ihrem Geschäfte mit derselben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich sah, das Kleid und die Konturen des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leibhaftigen Augen sah. Ich träumte, ich täuschte mich — der schauerliche Anblick des Schleifens des Richtschwertes, das Bewußtsein, mich beim Henker zu befinden, alles das weckte Hallucinationen, verwirrte mein Gehirn, und hüllte mich in böse Träume, die das

Entfernteste in einander wirrten und das Lieblichste verzerrten. Aber der Henker sprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Person mit dem Leuchter in der Hand beugte sich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — sie war es, es war Pauline!"

*

Möbius brach plötzlich in seiner Erzählung ab und sah mit traurig erstauntem Auge vor sich hin, als ob er die Entdeckung jenes Abends noch einmal machte. Auch ich war keines Wortes mächtig. Diese Lösung überraschte mich. Während der ganzen Erzählung glaubte ich, der unschuldige Studiosus theologiae sei, trotz aller Versicherungen von der Unschuld und Reinheit seiner Geliebten, ein klein wenig mystifizirt worden; nun aber, da ich in seiner jetzigen Frau, die ich kannte, jene Henkerstochter vermuthen mußte, glaubte ich wohl Allem, was er von ihrer Bildung, Schönheit und Würde gesagt hatte — aber ich sah mit einigem Schrecken ein Schicksal heraufziehen. Möbius, nachdem er sich wieder gefaßt, blickte mir prüfend ins Auge und beobachtete mich mit einem gewissen ängstlichen Lauern, was ich etwa sagen möchte, ja, wie er mir später ge-

stand, mit der Besorgniß, ich könnte mich plötzlich erheben und ihm sagen, daß ich genug wisse und nichts mehr zu hören wünschte. Da er aber auf meinem Gesichte den Ausdruck eines Zuschauers im Trauerspiele entdeckte, nahm er seine Erzählung mit Sicherheit wieder auf und fuhr fort:

„Was glauben Sie,“ fragte er, „welches Gefühl mich vor Allem beherrschte, als ich nach der Himmel weiß wie langem Starren wieder zu mir selber kam? Die Verzweiflung hatte ihren Tribut bereits dahin genommen in der Letargie, in der ich regungs- und gedankenlos durch die Fenster gestarrt hatte. Der Schmerz, die Liebe hatten sich in diesem furchtbaren Momente erschöpft, und als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich kalt bis ans Herz hinan, und die Kraft, mich zu bewegen, zu handeln, überhaupt etwas zu thun, und zu fühlen erhielt ich nur von einer Art von Entrüstung, von der ich selber nicht weiß, ob sie gegen Pauline oder gegen Schicksal und Vorsehung gerichtet war. Mein Fieber hatte mich gänzlich verlassen, und mit unglaublicher Ruhe beschloß ich, meinen Auftrag auszuführen.

„Ich klopfte an, ich trat ein. ‚Karl!‘ rief Pauline, indem sie die Hände zusammenschlug, um sich in demselben Momente an die Wand zu lehnen, denn ihr schwindelte und sie wußte nicht, was von meinem Kom-

men zu halten, und was von der nächsten Sekunde zu erwarten. Ich selbst stand eine Zeitlang sprachlos da. Während dieser Zeit raffte sich Pauline wieder auf und sagte, zu ihrem Vater gewendet, freilich mit bebender Stimme, aber mit heldenmüthiger Selbstüberwindung: ‚Herr Kandidat Karl Möbius!‘

Ihre Stimme drang mir durchs Herz und ich fühlte jene Kälte wieder daraus entweichen. Nur der Ton dieser Stimme machte es, daß ich ohne alles Zögern in die Hand einschlug, die mir Meister Vogt entgegenstreckte. Ich hörte, wie Pauline in diesem Moment tief Athem holte, aber ich hatte noch nicht den Muth, sie anzusehen. Der Scharfrichter schüttelte meine Hand und drückte mir seinen herzlichsten Dank aus für den Schutz, den ich einmal seiner Tochter angedeihen lassen, für die Gesellschaft, die ich ihr leistete, für alles Gute, das sie gewiß aus diesem Umgange schöpfte, und versicherte mich, daß wir alte Bekannte seien. Er sagte all' das mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes, der sich jedem andern Sterblichen gleich fühlt, und mit Formen und in einer Ausdrucksweise, die den gebildeten Mann verriethen. Ich antwortete auf alles das mit der Bestellung meines Auftrages. Der Scharfrichter lächelte, wie ein gebildeter Mann über dergleichen zu lächeln pflegt, und versicherte mich,

daß mir das gewünschte Hemd zugestellt werden solle, obwohl es in den letzten Tagen von den verschiedensten Seiten her und aus allen Weltgegenden verlangt worden. Ich aber sollte als Derjenige, dem er Dank schulde, den Vorzug haben. Bei dieser Gelegenheit machte Meister Vogt noch allerlei Bemerkungen über den Aberglauben, über den er in seiner Stellung mehr Erfahrungen machen könne als jeder Andere, und der, wie er versicherte, noch weit mehr verbreitet sei, als sich die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts träumen lasse — und wieder daran knüpfte er mit Beziehung auf die Fürstin, für die das Hemd des Gerichteten bestimmt war, die andere Bemerkung, daß der krasseste Aberglaube im Verhältniß zur Anzahl der Idividuen in den höchsten Ständen weit mehr verbreitet und heimisch sei, als in den niedrigsten Klassen. Meister Vogt sprach so ziemlich lange fort, und setzte mit offenbarem Behagen seine philosophischen Ansichten, die Resultate seiner Beobachtungen und seiner Erfahrungen, auseinander, während ich stehend die Lehne des Stuhles hielt, den er mir hingestellt hatte, wie im Traume zuhörte und immer nach dem Richtschwert blickte, das auf dem Tische lag und zu mir herüberblinzelte. Der Knecht hatte sich entfernt und den Schleifstein fortgetragen. Die Reden des Scharfrichters hatten für mich

das Gute, daß ich mich, während ihre Worte wie todt an meinem Ohre abfielen, bis zu einem gewissen Grade wieder sammeln konnte und mich selbst wieder zu fühlen begann. Aber sobald ich so weit gekommen war, war es mir auch gewissermaßen, als wäre ich ein- für allemal in diese Welt gebannt, und durch den Händedruck, den ich nachträglich deutlicher fühlte, als in dem Momente, indem ich ihn empfangen hatte, dem Scharfrichter verfallen. Ich empfand Mitleid mit mir selber, ich wurde weich und hatte jetzt erst den Muth, meine Augen nach Paulinen zu wenden, die, noch immer traurig vor sich hinblickend, sich an die Wand lehnte, die Arme herabhängen ließ und mich mit liebevollen Augen betrachtete, die Abschied zu nehmen schienen. Ich brachte kein Wort hervor, das ich an Sie hätte richten können, und in der Angst, daß mir doch eines entschlüpfen könnte, das ihr wehe thäte, nahm ich raschen Abschied vom Scharfrichter, und wieder, um seinem zweiten Händedruck zu entgehen, aber auch, um nicht ohne ein Zeichen der Liebe von ihr zu scheiden, streckte ich ihr die Hand entgegen. Sie ergriff sie rasch, hielt sie fest, und trat so mit mir aus der Stube und aus dem Hause. Ich wollte ihr gute Nacht sagen, aber sie schüttelte den Kopf und ging, immer meine Hand haltend, mit mir fort. Sie führte mich einen andern

Weg als den, auf dem ich gekommen war, den Hügel hinauf, durch den Wald, und nach kurzer und schweigsamer Wanderung befanden wir uns zu meiner Ueberraschung vor der Bank auf unserem stillen Plätzchen am Ende des Poetenweges. Wir setzten uns hin, wie wir gestern da gesessen hatten, aber wie anders war es uns heut' zu Muthe! Wie anders sah mir die Welt in demselben Mondschein, in derselben Beleuchtung, von demselben Standpunkte aus!

„Pauline blieb so lange bei mir, als sie sonst zu bleiben pflegte. Sie sah mich oft an, sprach aber kein Wort. Ich hatte hundert Fragen an sie zu richten, und fand nicht für eine einzige den richtigen Ausdruck, um sie nicht zu kränken. So schwiegen wir, bis Pauline sich mit einem Male erhob, mich in ihre Arme schloß, mit unsäglicher Herzlichkeit küßte und sagte: ‚Lebe wohl! Du wirst mich ja doch nicht wieder sehen wollen!'

„Mit diesen Worten lief sie den Hügel hinauf; ich sank schluchzend auf die Bank zurück und drückte das Gesicht in die Hände. Als ich wieder aufsah, stand sie über mir auf dem Hügel und horchte mit vorgebeugtem Leibe nach mir hinunter; dann erhob sie sich und streckte beide Arme hadernd gen Himmel. Ihr Hund heulte in die Nacht hinaus. ‚Ich werde immer

wieder kommen, Karl,‘ rief sie endlich, ‚ich werde immer wieder kommen und hier warten. Immer, immer wieder, bis Du vielleicht nach Jahren zurückkehrst.‘ Dann lief sie in den Wald zurück.

„Ich kam in jener Nacht nicht ins Bett und nicht ins Haus. Unglückselig irrte ich in der Nacht umher, den Poetenweg herauf und herunter, nach langen Irrwegen immer wieder nach jener Bank zurückkehrend, wo ich so glückliche Stunden verlebt hatte, die nun dahin sein sollten für immer. Zu wiederholten Malen näherte ich mich der Scharfrichterei. Jetzt wollte ich Paulinen wecken, um ihr zu sagen, daß uns nichts in der Welt trennen solle; jetzt hatte ich die Absicht, sie mit Vorwürfen zu überhäufen, daß sie mir so große Liebe eingeflößt, um mich so elend zu machen. Aber ich floh vor dem Hause immer wieder, wie vor einem Orte des Entsetzens. Der Henker und Alles, was zu ihm gehört, war mir nie in so abstoßender Gestalt erschienen, wie in dieser Nacht. Ich war mir dessen bewußt, daß mich nicht ein Vorurtheil, sondern ein tief begründetes, menschliches Gefühl von Paulinen trennte. Dann vertiefte ich mich wieder in den Seelenzustand Paulinens, vergegenwärtigte mir die Qualen, in denen sie diese Nacht zubringen mußte, und überhaupt die Pein ihres ganzen Daseins, und ich vergaß mein Elend

über dem ihren, und ihr galten die Thränen, die ich weinte, so lange ich weinen konnte. Aber Sie erlassen mir die Schilderung aller der Qualen jener einzigen Nacht. Genug, sie war so reich an Leiden, daß sie unglückliche Jahre hätte ausstatten können mit ihren traurigen Schätzen, an so gewaltigen Leiden, daß ihre Schatten noch helle Glückstage ferner Jahre verdunkeln können. Der Tag fand mich ferne von hier; denn gegen Morgen lief ich verwirrt und wie ein Mensch, der sich ausgestoßen fühlt, als wäre ich ein flüchtiger Verbrecher, ins Land hinaus, die Landstraße und gebahnte Wege meidend, über die Felder hin. Erst die große Ermattung des Leibes und des Geistes brachte mich wieder zur Besinnung; ich schleppte mich in die Stadt und in meine Wohnung zurück, wo ich erst spät am Nachmittage ankam. Meine Hausleute hielten mich für krank und brachten mich ins Bett. Ich sank in einen tiefen, der Erstarrung ähnlichen Schlaf, aus dem ich erst spät gegen Mittag des folgenden Tages erwachte.

„Das war ein Glück; denn damit hatte ich die Stunde der Hinrichtung, den ganzen Lärm, den sie in der Stadt verursachte und alle Pein verschlafen, die ich während dieser Zeit empfunden haben würde. Ich kleidete mich an und ging aus. Ueberall hörte ich vom Ereigniß des Tages, von der Hinrichtung sprechen,

am meisten aber an meinem Mittagstisch, an dem sich über vierzig Studenten aller Fakultäten versammelten. Ein Augenzeuge unter diesen rühmte die Meisterschaft, mit der der Henker sein Amt verrichtete; auf Einen Streich fiel der Kopf, eh' man sich dessen versah. Ich weiß, wer zum Schliffe des Schwertes das Licht gehalten, dachte ich. Ein Mediziner meinte, diese Geschicklichkeit des Meister Vogt komme daher, daß er, wie bekannt, Anatomie studirt habe. Er ist sogar Doctor medicinae, behauptete ein Jurist, dagegen aber protestirten sämmtliche anwesenden Studenten der Medizin und versicherten, das sei nur eine Sage. Man fing dann an, allerlei Geschichten von Meister Vogt zu erzählen, und ein junger Jurist, der bereits bei einem Advokaten arbeitete, versicherte, daß dieser sonderbare Henker sein Amt mit Ueberzeugung und nach Grundsätzen verwalte, er studire jeden Prozeß, in dessen letztem Akte er aufzutreten habe, um sich von der Gerechtigkeit des Richterspruches zu überzeugen. Einmal habe er ein Todesurtheil für ungerecht erklärt und sich geweigert es zu vollstrecken, und in Folge des nothwendigen Aufschubes sei der Verbrecher auch begnadigt worden und zwar mit Recht. Nach dieser Geschichte hieß es, daß Meister Vogt, wie die Sage gehe, eine sehr schöne Tochter habe, und es wurde die Frage aufgeworfen, ob man des Scharfrich-

ters Tochter lieben könne. In Romanen Ja, in der Wirklichkeit müsse man sich trotz aller Schönheit abgestoßen fühlen, so hieß der Schlußsatz, in dem man sich ohne Diskussion einigte. ‚Ah, bah!‘ — rief nur Einer, ein Mediziner — ‚wenn sie schön und liebenswürdig ist!‘ — ‚Du bist ein Cyniker, das ist bekannt!‘ lautete die Antwort, mit der man den Mediziner abfertigte. — Dann wurde die Todesstrafe verhandelt, ein in jener Zeit überhaupt sehr beliebter Gegenstand der Diskussion. Die Theologen waren für Beibehaltung der Todesstrafe, weil sie in der Bibel geboten sei, die Juristen waren getheilter Meinung, Mediziner und Philosophen sprachen sich entschieden für Abschaffung aus. Das gab lange Verhandlungen und ich hörte mit einer Spannnng zu, als ob eine mich persönlich betreffende Angelegenheit hier verhandelt würde; darum aber war es mir nicht minder peinlich, jetzt diese Verhandlungen wie vorhin die Erzählungen vom Scharfrichter anzuhören, weckte doch jedes Wort nothwendigerweise traurige Gefühle der verschiedensten Art in mir und einen Nachklang alles dessen, was ich in den letzten zwei Tagen durchgemacht hatte. Man mochte meinem Gesichte Manches angesehen haben, und man legte mir dieses, wie mein Schweigen, an das man bei solchen Gelegenheiten nicht gewohnt war, falsch aus, nannte mich übertrieben hu-

man, sentimental, und spottete gutmüthig über einen Menschen, der sich in diesem Augenblicke so unsäglich elend fühlte. Trotzdem hielt ich in der Gesellschaft beinahe den ganzen Nachmittag aus, weil daselbst doch manches Wort gesprochen wurde, das mir wohl that.

„Den Abend verbrachte ich auf meiner Stube, obwohl ich die Gewißheit hatte, daß Pauline auf unserer Bank saß, freilich ohne mich zu erwarten. Es schien mir, daß es gerade darum geboten gewesen wäre, dahin zu gehen, aber ich war fest entschlossen, es wenigstens an dem Tage nicht zu thun, an dem sie mehr als sonst die Tochter des Scharfrichters war, an dem sie vielleicht von dem Schwerte, das sie schleifen half, die letzten Blutflecken abgewischt hatte. Was ich morgen, was ich übermorgen thun werde? — wer wußte es? Ich am allerwenigsten, ich glaubte aber zu wissen, daß es meinem Berufe, meinem Vater und meinem eigenen Leben gegenüber Pflicht sei, selbst auf Kosten meines Glücks und meiner innigsten Gefühle, mich von Paulinen auf immer loszureißen, und mit der Vergangenheit, die mir so viel Glück gegeben hatte, undankbar und charakterstark zu brechen.

„Dieser Gedanke gab mir einige Kraft und in Folge dessen einige Ruhe wieder. Gefaßt, wie ich es seit achtundvierzig Stunden nicht gewesen, ging ich in

meiner Stube auf und nieder, als es schüchtern an meine Thüre klopfte und ich in dem Eintretenden den Knecht erkenne, der den Schleifstein gedreht hatte. Unter dem Arme trug er ein kleines Paket, das er mir im Namen seines Herrn, des Meister Vogt, auf das Höflichste übergab. Es enthalte dieses Paket das verlangte Hemd des Hingerichteten. Er legte es, da ich es anzugreifen zögerte, auf den Tisch und schlich sich wieder, so still als er gekommen war, zur Thüre hinaus. Da sollte ich nun die Nacht in derselben Stube mit dem Geschenke des Henkers, mit dem blutbefleckten Hemde des Hingerichteten, zubringen — morgen es neu verpacken, auf die Post bringen und mich noch eine Stunde so damit beschäftigen. Es war mir, als wäre ich in diese Henkerwelt durch einen Zauber, durch ein Verhängniß gebannt, um nie wieder loszukommen. Es war mir, als müßte ich dieses Verhängniß walten lassen, als wäre jeder Widerstand vergebens. Im Grunde war nur das Eine wahr, daß jeder Widerstand gegen meine Liebe vergeblich war.

„Ich habe es redlich versucht Widerstand zu leisten. Den nächstfolgenden und dann noch den zweiten und dritten Tag verbrachte ich auf meiner Stube, umgeben von Büchern und vom besten Willen beseelt, meine Studien für das letzte Examen aufzunehmen, aber am

Abend des dritten Tages wanderte ich wieder hinaus auf den Poetenweg, und da saß Pauline in der That, wie sie gesagt hatte, und ich schämte mich, daß ich sie alle diese Tage so da hatte sitzen lassen. Sie sprang auf, als sie mich kommen sah und brach dann, auf die Bank zurücksinkend, in Weinen aus. Es war Glück und Freude in diesem Weinen, und der Vorwurf, den es enthielt, war um so heftiger. Sie war die Erste, die zu sprechen anfing, indem sie mir mit flehentlicher Stimme eine Art von Vertrag anbot. Sie wollte mich, so lange ich noch hier in dieser Stadt verweilte, nur von Zeit zur Zeit wiedersehen; ich sollte ihr nur den Rest des alten Glückes gönnen, der noch möglich war, sie besuchen und mit ihr sprechen wie in alter Zeit. Mehr wollte sie nicht, mehr hatte sie nicht erwartet; denn, wenn die Zeit gekommen, werde ich sie verlassen und vergessen, und sie werde so viel des Glückes gekostet haben, als ihr Schicksal gestatte. Ich antwortete darauf, indem ich wie ehemals regelmäßig jeden Abend wiederkehrte und meinen Geist daran gewöhnte, sich rasch abzukehren, sobald sich der Gedanke der Zukunft zuwenden wollte, und so gelang es mir in der That, einen Theil des vergangenen Glückes wieder herzustellen. Ja das neue Verhältniß hatte vor dem frühern sogar Manches voraus, indem sich jetzt das

Wesen Paulinens reicher vor mir entfalten, und indem ich mich ihrer so zu sagen mit mehr Behagen erfreuen konnte — allerdings immer abgesehen von dem Dämon, der seine schwarzen Fittiche über uns ausbreitete und sich manchmal drückend auf unsere Scheitel herabsenkte.

„In dieser zweiten Periode meiner Liebe, da kein Geheimniß mehr zwischen uns war und da ich, bei den häufigen Abwesenheiten des Scharfrichters, oft ganze Stunden sogar in seinem Hause zubrachte, erfuhr ich Manches, was mir den Blick in eine eigenthümliche Welt eröffnete, und Manches, was mir das Geschick Paulinens noch tragischer erscheinen ließ als bisher.

„Meister Johannes Vogt stammte aus einer Familie, in welcher sich das Amt des Scharfrichters seit mehr als zweihundert Jahren von Vater auf Sohn forterbte, und er sah wie ein Adeliger mit Stolz auf die Reihen seiner Ahnen zurück und mit gleichem Stolz auf sein Amt, das er als die letzte Spitze des Rechtes betrachtete, wie er sich selbst als eine wichtige Stütze der menschlichen Gesellschaft ansah. Dieses Alles trotz seiner Bildung, oder vielmehr besser gesagt mit Hülfe seiner Bildung; denn die Sage, welche jener Student erzählt hatte, beruhte auf Wahrheit: Johannes Vogt war von seinem Vater in seiner Jugend in die Ferne nach Leyden geschickt worden, und hatte an dieser Universität

in der That Medizin studirt und den Doktorgrad erworben. Niemand in der Gegend ahnte, welche ausgebreitete ärztliche Praxis er ausübte. Die Kranken, die ihm der Aberglauben zuführte, und die Wundermittel von ihm erwarteten, behandelte er auf eine wissenschaftliche Weise, ohne darum in seinen eigenen, wie in den Augen seiner Tochter den Nimbus eines Zauberers oder Magiers ganz zu verlieren. Vater und Tochter hingen mit der Liebe zweier Ausgestoßenen an einander, zweier Unglücklichen, die dasselbe Schicksal theilen, das sie für ungerecht halten, die einander gegenseitig bedauern und nur einander in der Welt haben. Meister Johannes Vogt benahm sich gegen seine Tochter, wie sich sein Vater gegen ihn benommen hatte. Er schickte sie frühzeitig in ein entferntes, ausgezeichnetes Mädcheninstitut, wo man ihre Herkunft nicht kannte und wo sie bis in ihr achtzehntes Jahr verweilte, und jenes Wissen erwarb, das ich so sehr an ihr bewunderte. Aber dort, wo sie geliebt war, hatte sie auch das Bedürfniß nach Liebe und menschlicher Gesellschaft kennen gelernt, und der Durst nach dem Umgange mit andern Menschen war es, der sie einige Monate nach ihrer Heimkehr, die sie in der Einsamkeit verbrachte, eines Sonntags bewog, sich halb und halb zu verkleiden, sich für ein Dienstmädchen auszugeben und in jenem Tivoli, vor

dem ich sie zum ersten Male gesehen, unter die Menschen zu mischen. Sie wissen, wie sie diesen Versuch büßen mußte. Ein Bauernsohn aus ihrer Nachbarschaft erkannte sie, und man stieß sie mit Hohn und Spott aus der Gesellschaft, die sich durch ihre Gegenwart verunehrt fühlte. Derselbe Durst nach Gesellschaft, zugleich aber auch die Hoffnung mich wieder zu finden war es, der sie nach jenem von Studenten veranstalteten Maskenballe lockte. Das Modell ihres damaligen Maria-Stuart-Kostüms fand ich in der Wohnstube des Scharfrichters, welche mit zahlreichen Bildern, historischen Kompositionen oder Porträts ausgeschmückt war, die sämmtlich berühmte Hinrichtungen oder Hingerichtete darstellten, Notabene nur solche Hingerichtete, die mit dem Beil, dem Fallbeil oder dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden. Auf Hinrichtungen mit Strick und Galgen, sowie auf die Henker, die sich zu dergleichen hergaben, sah Meister Johannes Vogt mit aristokratischer Verachtung herab. Da prangten an den Wänden neben jener genannten Königin die Königinnen Anna Boleyn, Jane Grey, Marie Antoinette, die Könige Karl und Ludwig, dann Monmouth, William Russel, Algernon Sidney, die Girondisten, Madame Roland, Charlotte Corday, Camille Dumoulins, Danton, Padilla, Egmont und Horn, Barneveld, Struensee, Moltke,

Patcul, Sand und viele andere Enthauptete der verschiedensten Länder und Zeiten in bunter Reihe. Ich halte es für nothwendig, Ihnen diese Einzelheiten zu erzählen, weil es mir sonst nicht möglich wäre, Manches an Paulinen zu entschuldigen, was Ihnen unmenschlich oder unweiblich erscheinen müßte. Sie begriff den Abscheu nicht, den die Welt vor dem Henker, vor seinem Amte und vor Allem, was zu ihm gehört, empfindet; ihr galt dieser Abscheu für ein unberechtigtes Vorurtheil, und der Scharfrichter in seiner Stellung für einen Märtyrer dieses Vorurtheils. Auch brauchte sie, wenn sie von dergleichen sprach, immer nur die edelsten Ausdrücke; sie sprach nur vom Hochgericht, und im Französischen gefiel ihr vorzugsweise der Ausdruck: ‚Executeur des hautes oeuvres.‘ Den Scharfrichter betrachtete sie, wie ihr Vater selbst, als einen Vertreter der Gerechtigkeit, als einen Vorfechter der Gesellschaft und Vertheidiger gegen die Angreifer des sittlichen Zustandes. Ich wünschte, ich könnte es Ihnen begreiflich machen, wie weit sich die Macht der Gewohnheit, des Umganges und des Standes erstreckte. Es ist unglaublich —“

„O,“ fiel ich hier meinem Freunde Möbius ins Wort, den es offenbar beängstigte, daß er das Wesen und die Ansichten seiner Geliebten nicht hinreichend

erklären und entschuldigen könne — „o, das kenne ich — geben Sie sich keine Mühe — ich habe in dieser Beziehung die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht. Im Oriente hatte ich einen Bedienten, einen Dalmatiner, Namens Steffano, der mir die besten und treuesten Dienste leistete, das Ideal eines Bedienten. In den Einsamkeiten jener Reisen werden Herr und Diener vertrauter als in anderen Verhältnissen. So kam es, daß wir ganze Stunden mit einander verplauderten, und eines Abends, da ich ihn nach seiner Geschichte fragte, erzählte er mir dieselbe, und da erfuhr ich, daß ich einen ganz gemeinen Banditen, einen Bravo aus dem Maltesergäßchen zu Galata im Solde hatte, und daß dieser mein Diener fünf Morde auf dem Gewissen, oder vielmehr nur in seiner Vergangenheit hatte. Von diesen Morden, wie sie bestellt, bezahlt und ausgeführt worden, erzählte er mir mit der größten Unbefangenheit, ungefähr wie ein Kaufmann von seinen Geschäften, ein Handwerker von seinen Arbeiten erzählen würde. Der Mann hatte eben seine Jugend im Maltesergäßchen, dem Aufenthalte der verrufensten Bevölkerung Konstantinopels, zugebracht. Aber auch in der gebildeten Welt habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht. Ein Kriminalrichter in einer großen deutschen Stadt, den ich kannte, fühlte sich nur dann glücklich,

wenn seine Gefängnisse überfüllt waren. Er betrachtete das Kriminalgebäude ungefähr wie eine alte Jungfer ihren Vogelbauer, und nichts widerstrebte ihm so sehr, als die Freilassung eines Sträflings, der seine Zeit abgesessen hatte, zu unterschreiben. Er erfand dann alle möglichen Vorwände, um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, ja er begab sich manchmal aufs Land, um, da die Freilassung von seiner Unterschrift abhing, die Haft des Unglücklichen um einen oder mehrere Tage zu vermehren. Dieser Mann war ein vortrefflicher Familienvater, ein begeisterter Musik- und zarter Blumenfreund. Bei einem anderen Richter war ich einmal zum Mittagessen. Es war um ein Uhr. Man fragte ihn, was ihn heute im Amte beschäftigt habe? Er konnte sich nicht erinnern, und doch hatte er eine Stunde vorher ein Todesurtheil unterschrieben. Allerdings war der Mann seit mehr als dreißig Jahren Richter. Sie sehen nach diesen Beispielen, denen ich noch andere hinzufügen könnte, ein, daß mich nichts überrascht, was mir von der Macht der Gewohnheit und des Standes des Außerordentlichen gesagt werden kann. Stand und Gewohnheit sind das Klima, das auf Entfaltung, Farbe und Früchte unseres Gemüthes den größten Einfluß hat."

„Sie werden also begreifen," fuhr Möbius fort, „daß Pauline Vieles, das mich mit Entsetzen erfüllte,

das mich abstieß, als natürlich, Manches sogar als ehrwürdig ansah, ohne daß dieser Umstand der Weiblichkeit und Zartheit ihres Wesens irgendwie Eintrag gethan hätte. Und sollte ich, der ich sie liebte, ihr vor ihr selbst, vor ihrer Stellung, in die sie durch die Geburt gebannt war, und vor dem Henker, der ihr Vater war, und an dem sie auf das Kindlichste und mit Verehrung hing, Abscheu einflößen? Hätte ich ihre unglückliche Lage damit nicht noch unglücklicher gemacht? Aber wie klar ich auch erkannte, daß hier nichts zu ändern war, so wurde darum der Abgrund, der zwischen uns klaffte, nicht enger, und wurde der Kampf, den ich in mir kämpfte, nicht friedlicher. Im Gegentheile, je öfter und länger ich Paulinen jetzt sah, je näher ich sie kennen lernte, desto inniger liebte ich sie, und je inniger ich sie liebte und je klarer es mir wurde, wie schwer, ja wie unmöglich mir die Trennung von ihr sein würde, die ich doch für nothwendig hielt, desto klaffender und schmerzlicher wurde der Zwiespalt in mir. Ich hütete mich vor jedem Entschlusse und brachte so meine Tage in zerrüttender Ungewißheit hin, in jener Unbestimmtheit des Wollens und Könnens, die so sehr geeignet ist, den Charakter zu untergraben, Schwächlinge zu machen, und die mit ihrer Angst vor jedem Entschlusse oft größeres Unglück

anstiftet, als es selbst ein positiver verbrecherischer Entschluß vermöchte. Das fühlte ich ganz deutlich, ohne mich nach einer Seite hin aufraffen zu können, und damit empfand ich auch, wie dieser Zustand, indem er alle inneren moralischen Stützen verwittern machte, meine körperliche Gesundheit untergrub. Es war kein Wunder, daß ich mich nach langen Wochen eines solchen inneren Kampfes nur noch mit Mühe zu Paulinen hinausschleppte und daß ich endlich zusammenbrach. Den letzten Stoß versetzte mir die ohne alle Vorbereitung hereinbrechende Nachricht vom Tode meines Vaters.

„Ich weiß nicht, wie meine Krankheit begann, und es ist übrigens auch gleichgültig; ich erfuhr nur später, daß man beim Ausbruch derselben nicht gleich wußte, ob es irgend ein hitziges Fieber oder eine Geisteskrankheit sei. Als ich zum ersten Male nach drei Tagen auf kurze Zeit zur Besinnung kam, erkannte ich wie durch Nebelschleier, in meiner Stube hin- und hergehend und allerlei besorgend, Paulinen. Mein Aussehen hatte ihr während unserer letzten Zusammenkünfte Besorgniß eingeflößt, und als ich endlich ausblieb, eilte sie herbei, überzeugt, mich auf dem Krankenlager zu finden. Meine Hausleute, denen ich ferne stand, sahen sich mit Vergnügen die Mühen der Pflege von ihr abgenommen, die sich für eine entfernte

Verwandte von mir ausgab. Man lächelte zwar über diese Angabe und vermuthete ein zärtlicheres Verhältniß, man nahm sie aber gerne hin, da sie bequem war, und Pauline kümmerte sich um dieses Lächeln am wenigsten. Im Hause war sie von Niemand gekannt, und einer Entdeckung von anderer Seite beugte sie dadurch vor, daß sie alle Besuche des Kranken abweisen ließ.

„Ich erkannte sie zu wiederholten Malen in den lichten Momenten, die mir das Fieber gestattete; ich fühlte mich wohl bei ihrem Anblick, redete sie aber selten an, aus Angst, diese Erscheinung könnte vor einem gesprochenen Worte verschwinden, oder sich als bloße Ausgeburt meiner kranken Phantasie herausstellen. Nach und nach zu mehr dauernder Besinnung kommend, lag ich durch Stunden schweigend da und betrachtete sie, wie sie geduldig und ruhig dasaß, oder auf den Fußspitzen ohne das geringste Geräusch hin- und herging und für mich sorgte, wie es nur die Liebe vermag. So war es bei Tage, so war es lange Nächte hindurch. Aber jeden Abend trat noch eine zweite Person in das Zimmer, warf einen tief über die Stirne herabgedrückten, breitkrämpigen Hut und einen verhüllenden Mantel ab, besprach sich leise mit meiner Krankenwärterin und trat dann an mein Bett, um meinen Puls zu fühlen. Es war der Arzt, zu dem allein Pauline Vertrauen

hatte, den sie gleich zu Anfang meiner Krankheit herbeigerufen, und nach dessen Vorschriften sie mich behandelte, obwohl unter Tages mich noch ein anderer Arzt besuchte. Sie errathen, daß es ihr Vater war. Nachdem ich ihn erkannt und wieder schwachen Nachdenkens fähig war, versetzte mich seine Beihülfe in einige Unruhe; verschwommen, nur halb faßbar tauchten wieder jene Gefühle der Beängstigung in mir auf, die mir schon ehemals geisterhaft und unheimlich zugeflüstert hatten, daß ich diesem Lebenskreise verfallen sei und mich nicht mehr loszuwinden vermöge. Sah ich doch jetzt Niemand mehr um mich, als den Scharfrichter und seine Tochter, in einer Lage, in der man nur von den Personen umgeben zu sein pflegt, die einem am Nächsten stehen und denen man angehört. Aber ich begann, je mehr ich zu Kräften kam, mich dieser Grübeleien beim Anblicke Paulinens, die blaß und erschöpft an meinem Bette saß, zu schämen. Dieser Liebe, dieser Aufopferung gegenüber erschienen mir alle Bedenklichkeiten im höchsten Grade kleinlich, ja erbärmlich. Durch die Abgeschiedenheit, die Krankheit, und in der, ich möchte sagen, abstrakten Existenz in der man sich nach einer schweren Krankheit befindet, fühlte ich mich von der Welt so sehr losgelöst, daß alle Rücksichten auf dieselbe sich beinahe in nichts auflösten.

Ich erfuhr, daß Pauline volle fünf Wochen an meinem Bette gewacht, gesorgt, sich gequält und geängstigt habe. Nun saß sie, glücklich, mich genesen zu sehen, vor meinen Augen, nun konnte ich ihre mütterliche Sorgfalt selbst beobachten, aber auch die tiefen Spuren erkennen, welche Angst, Sorgen und Nachtwachen auf ihrem schönen Gesichte zurückgelassen, und es noch verschönert und veredelt hatten. Mehr als des wiedergewonnenen Lebens freute ich mich dieser wiedergewonnenen Liebe, und mit meinem Körper erstarkte der Entschluß, Paulinen nicht zu verlassen. Doch gebrauche ich einen schlechten Ausdruck, indem ich von einem Entschlusse spreche — dessen bedurfte es jetzt gar nicht mehr, der Wunsch und der Wille, mich mit Paulinen auf ewig zu verbinden und mit ihr zu tragen, was eine solche Verbindung mit sich bringt, machten jetzt nur einen natürlichen Bestandtheil, einen unzertrennlichen meiner Liebe aus, und verstand sich gewissermaßen von selbst. Meine früheren Bedenklichkeiten und Aengstigungen kamen mir feige vor, und ich machte mir Vorwürfe, daß es erst der Krankheit bedurfte, um mich so umzugestalten, und der Aufopferung Paulinens, um meine Liebe bis zu diesem Grade zu steigern.

„Vernehmen sie die Entwickelung in kurzen Worten. Ich erklärte ihr, sie nie verlassen, sie zu meinem Weibe

machen zu wollen, und, kaum hergestellt, ging ich an meine Arbeiten, um die Stelle meines Vaters, die mir offen gehalten wurde, so bald als möglich anzutreten. Meister Vogt schwur, sich zum Glücke seiner Tochter von ihr so ferne als möglich zu halten; mit Thränen in den Augen sagte er sich gewissermaßen los von ihr, damit sie, die künftige Frau des Predigers, aufhöre, die Tochter des Henkers zu sein. Nie wollte er die Schwelle des Hauses betreten, das sein einziges und geliebtes Kind bewohnte, niemals sie in Gegenwart eines Dritten auch nur kennen, und er zwang sie zu dem Versprechen, demgemäß ihr Leben und ihr Verhältniß zu ihm einzurichten. Ein Universitätsfreund, der bereits eine Pfarre einige Meilen von hier inne hatte, sah mir zu Gefallen über mancherlei Förmlichkeiten hin, glaubte einem kleinen Romane, den ich ihm erzählte, und traute uns in der Stille seiner Dorfkirche vor zwei Zeugen, die er selber geladen, und in Abwesenheit des Vaters der Braut. Mein Staatsexamen war gemacht, das Vikariatsjahr wurde mir erlassen, und ich kündigte meinem Patronatsherrn und meinen Pfarrkindern meine Ankunft an, zugleich die Ankunft meiner Frau, einer geborenen Vogt, Tochter eines Doktors der Medizin. Sie wissen, daß der Name Vogt in diesem Lande wie in den benachbarten Provinzen

sehr verbreitet ist; ich konnte es wagen, den Familiennamen meiner Frau zu verrathen und wenigstens in dieser Beziehung wahr zu sein. Einmal getraut und ganz im Besitze dieses geliebten Weibes, fielen die letzten Bedenklichkeiten wie Zunder oder Spinneweben von meiner Seele, und kam es mir in der That vor, als wäre es nur ein leeres Vorurtheil gewesen, das mich so lange ängstigte und unglücklich machte. Jetzt war ich glücklich.

*

„In der alten, geliebten Umgebung, in dem Wirkungskreise meines Vaters, dessen humaner und milder Geist mich umschwebte, an den ich durch jedes Buch, jedes Bild, durch den ganzen Hausrath erinnert wurde; in dem Hause, das eine ganze Reihe meiner Voreltern bewohnt hatte, fühlte ich mich mit meiner Frau so heimisch, so eingewurzelt, daß es mir war, als könnte ich eben so wenig wie meine Voreltern dieser Heimath wieder entrissen werden, trotzdem mein Schicksal so verschieden war von jenen ruhigen und wohlgeordneten Existenzen. Meine Frau gefiel allgemein, und wurde in allen Familien, denen ich sie pflichtgemäß vorstellen mußte, auf das Freundlichste empfangen. Indessen begnügte ich mich mit diesen

vorgeschriebenen Vorstellungen und mit einigen ebenso nothwendigen Besuchen und Gegenbesuchen, und wir zogen uns bald von der Gesellschaft zurück. Meiner Frau schien es hinterlistig, sich bei Leuten einzuführen, von denen sie wußte, daß sie sie bei näherer Kenntniß ihrer Herkunft von sich stoßen würden: die wenn sie je erführen, daß sie mit einer Scharfrichterstochter umgegangen, sich selbst verabscheuen würden. Außerdem empfand sie jetzt in ihrem häuslichen Glücke nicht mehr jenen Durst nach Gesellschaft, der sie ehemaals auf den Tanzboden gelockt hatte. Dazu kamen bald schöne Familienhoffnungen und von Anfang an sehr strebsame Studien unter meiner Anleitung, welche mir die größten Freuden bereiteten, und Paulinens Geist und Gemüth in wahrhaft erstaunlich schneller Weise weiter bildeten. Ich hatte bald eine Gefährtin an ihr, die selbst in den ernstesten Fächern mehr meine Studiengenossin als meine Schülerin war, und endlich hatten wir die Musik, eine mir ebenso wie Paulinen geliebte und vertraute Freundin, und — mehr als alles dieses, unser erstes Kind, einen Knaben, jenen kleinen Virtuosen, den Sie in meinem Hause belauscht haben. Er hat wohl schon im Mutterleibe die Liebe zur Kunst eingesogen, während seine Mutter, als sie ihn unter dem Herzen trug, mit seinem Vater Mozart's und Beethoven's Sonaten für

Violine und Klavier ausführte. Wir waren glücklich, so glücklich, als sich ein Idyllendichter ein Pfarrerleben denken kann, so glücklich, wie Pfarrer selten sind. Allerdings nahm man uns unsere Zurückgezogenheit übel; meine Frau machte keine Besuche und keine Einladungen, sie nahm nicht Theil an den beliebten Kaffeegesellschaften, auch nicht an den Lesezirkeln einiger ästhetisirenden Frauen, zu denen man sie eingeladen hatte, als man uns zufälliger Weise, einmal in unserem Garten bei der Lektüre der göttlichen Komödie belauscht hatte. Die Frau Pfarrerin wollte also eine Ausnahme machen, und eine Ausnahme von der Regel ist in unseren deutschen Städten ein großes Verbrechen, und ein noch größeres Verbrechen ist es, sich für besser oder gebildeter zu halten als die Honoratioren der Stadt, und dieses mußte wohl bei meiner Frau der Fall sein. Sie hätte sich ja sonst eine Ehre daraus machen müssen, in jene Gesellschaften und Zirkel geladen zu werden, und jene Damen bei sich zu sehen. Die Stimmung und öffentliche Meinung werden in einer kleinen Stadt von den Frauen gemacht; sie waren uns also um so weniger günstig, als Pauline in der That die schönste Frau der Stadt war, obwohl man sonst zugeben mußte, daß sie in ihrem Bereiche, z. B. im Armenwesen und als Aufseherin der Mädchenschule,

ihre Pflichten als Pfarrerin auf das Glänzendste erfüllte, und daß sie auf den Feldern der Wirksamkeit, welche die Ueberlieferung den Pfarrerinnen anwies, weit mehr und Besseres leistete, als man gerechter Weise verlangen durfte. Mit einem Worte: sie war im höchsten Grade geachtet, dem Neid und der Verleumdung unzugänglich, aber sie war wenig beliebt. Darum wurde die Entdeckung, daß sie von niederer Herkunft sei, mit wahrem Jubel begrüßt. Diese Entdeckung wurde bei Gelegenheit einer Art von Synode gemacht, zu welcher sich die Pfarrer des ganzen Kreises versammelten. Jener Theologe, mit dem ich jenen Sonntag, an welchem ich Pauline kennen gelernt, wandernd und disputirend verbrachte, war jetzt auch Pfarrer in unserem Lande und gehörte mit zu den zur Synode Versammelten. Er besuchte mich, seinen alten Universitätsfreund, und erkannte in meiner Frau jenes aus dem Tivoli ausgestoßene Mädchen, an dessen Seite er nicht die Stadt zu durchwandern wagte. Er gehörte, wie ich Ihnen schon sagte, der orthodoxen Richtung an, und war, seitdem er auf seiner Pfarre saß, noch orthodoxer geworden. Ich war gezwungen, ihm bei der Versammlung Opposition, und manche seiner, sich auf Teufel und Hölle beziehenden Anträge zu nichte zu machen. Er war gereizt, und am Abend desselben

Tages wußten sämmtliche Predigersfrauen und ihre Freundinnen, daß ich meine Frau kennen gelernt, als sie vom Tanzboden der Dienst- und Nähmädchen der Universitätsstadt gewiesen worden. Der Lärm, der sich erhob, war groß; der vermeintliche Stolz, den meine Frau gezeigt haben sollte, erfüllte die Gemüther nachträglich mit noch größerer Entrüstung als vorher. Man zeigte ihr von da an, wie hoch man über ihr stand. Aber was bedeutete uns das? Wir wußten ja, daß wir sozial noch viel tiefer standen, als die Stadt nur im Entferntesten ahnte! Wir konnten reden lassen, so lange unsere Häuslichkeit unangetastet und so lange unser wahres Geheimniß unenthüllt blieb. Pauline war bestimmt selbst den Schleier zu lüften, oder vielmehr wegzureißen.

„Von ihrem Vater bekamen wir nur selten Nachrichten; die Bedingungen, die er sich selber auferlegt hatte, erfüllte er mit wahrhaft heldenmüthiger Gewissenhaftigkeit. Er widerstand den Einladungen seiner einzigen Tochter, sie einmal, wenn auch nur auf eine Stunde, geheim zu besuchen, und ihren Bitten, ihn einmal besuchen zu dürfen. Sie sollte mit der Gefahr nicht spielen, sie sollte um ihres Glückes willen ihn gänzlich aufgeben, sie sollte ihn, er beschwor sie darum, verleugnen, denn nur so sei die Möglichkeit gegeben,

daß sie, die von so wenigen Menschen gekannt war, unerkannt als Tochter des Henkers ihr Leben vollende. Je mehr Aufopferung und Liebe er ihr so bewies — (in der That die größte Aufopferung, da er auf der weiten Welt Niemand hatte, und noch weniger besaß zur Befriedigung menschlich-gemüthlicher Bedürfnisse als irgend ein Einsamer) — desto größer wurde die Sehnsucht Paulinens nach ihrem Vater. Sie unterdrückte sie aus Rücksicht für mich, aber die Qual, die Sorge um den fernen, einsamen alten Mann wurde darum nicht geringer.

Da — es war im zweiten Jahr unserer Ehe — wurde in unserer Gegend ein Mord begangen, ein ganz gemeiner Raubmord. Der Thäter wurde ergriffen, die Sache war sehr klar, der Prozeß kurz, und der Mörder wurde zum Tode verurtheilt. Er sollte in unserer Stadt hingerichtet werden, und unsere Stadt gehörte mit zum Scharfrichtergebiete meines Schwiegervaters. Er mußte nun zu uns kommen, und zwar in seinem schauerlichen Amte. Ich bebte der Zeit entgegen; Pauline vergaß das blutige Amt ihres Vaters, die traurige Veranlassung, und jubelte. Zum ersten Male seit zwei Jahren wurde ich wieder an das blutige Gespenst erinnert, das zwischen uns stand; fühlte ich mich von ihrer Fühllosigkeit dem Amte ihres Vaters gegenüber wieder beleidigt,

wieder in diese Welt versetzt, in die ich mich so sehr einzutreten sträubte, und wieder hinein gebannt. Ich sagte mir, daß Pauline, da sie ein Kind hatte, jetzt anders fühlen, diese Dinge anders betrachten müßte. Ich dachte mit Schauer daran, daß sie an demselben Tage den Henker, der eben sein Amt verrichtet, umarmen und mein Kind küssen werde.

„Es war mir noch Anderes aufbewahrt. Nach alter Sitte traf die Pflicht, den armen Sünder auf den Tod vorzubereiten und auf den Richtplatz zu begleiten, die drei Pfarrer der Stadt der Reihe nach, einen nach dem andern. Zwei Tage vor der Hinrichtung überraschte mich die Mittheilung, daß die Reihe an mir sei. Schwiegervater und Schwiegersohn sollten sich also auf dem Richtplatze wiedersehen! Wahrlich, ich war nicht in der Stimmung, einem solchen Unglücklichen Trost zuzusprechen, als ich mich, auf jene Mittheilung hin, ins Gefängniß begab. Alle Möglichkeiten schwebten mir vor, und beinahe die Gewißheit, daß diese Zusammenkunft Verrath meines Geheimnisses und Zertrümmerung meines Glückes herbeiführen werde.

„Am zweiten Tage Abends traf ich meinen Schwiegervater vor dem Gefängnisse. Er benahm sich musterhaft. Er grüßte mich achtungsvoll, hielt sich aber so ferne von mir, daß keiner der anwesenden Beamten

unser Bekanntsein ahnen konnte. Es kommt vor, daß der Scharfrichter sich mit dem Prediger zu besprechen wünscht, und dieß benützte Meister Vogt, ließ mich durch einen der Beamten um eine Unterredung bitten, und folgte mir dann in einen Winkel des Gefängnißhofes.

„‚Ich wollte nur wissen, wie es euch gehe,‘ sagte er traurig — ‚was macht Pauline und ihr Kindchen?‘

„‚Sie werden uns besuchen,‘ sagte ich leise, ‚heute Abend könnten Sie kommen. Ich habe es Paulinen versprochen, Sie darum zu bitten — sie sehnt sich nach Ihnen — sie würde es nicht verschmerzen, Sie nicht gesehen zu haben.‘

„Der Scharfrichter schüttelte den Kopf in so betrübter Weise, daß mir beinahe die Thränen in die Augen traten. ‚Nein, lieber Möbius,‘ sagte er mit fester Stimme, ‚ich werde nicht zu Ihnen kommen, ich werde halten, was ich mir versprochen habe. Spielen Sie nicht mit der Gefahr. Die unbedeutendste Kleinigkeit kann einen Anhaltspunkt zur Entdeckung bieten. Grüßen Sie mir Pauline, und trösten Sie sie. Ich bin fest entschlossen, Ihre Schwelle nicht zu überschreiten, und mir das Glück, sie zu sehen, zu versagen.‘

„Ich bestellte Paulinen seine Botschaft. Sie gerieth außer sich, sie machte mir Vorwürfe, daß ich ihm

nicht genug zugeredet, und brachte die halbe Nacht mit Weinen zu. Als ich mich gegen Morgengrauen erhob, um meine traurige Pflicht zu erfüllen, fand ich sie in fieberhafter Aufregung. Sie trug mir die heißesten Grüße an ihren Vater auf und beneidete mich, daß ich so sehr in seine Nähe komme. Wahrlich, ich war darum nicht zu beneiden. War mir das Handwerk meines Schwiegervaters von jeher verabscheuungswürdig, wie mußte es mir erst jetzt werden, da ich es in der Ausübung sehen sollte. Es war schon genug, daß ich den armen Sünder auf das Gerüste begleiten, und zum ersten Mal in meinem Leben den unmenschlichen Akt mit eigenen Augen ansehen sollte. Meine Pflicht gebot mir, den Unglücklichen bis zum allerletzten Augenblicke nicht zu verlassen, ihm noch zuzureden, wenn schon das Schwert nach seinem Nacken fährt.

„Während ich auf dem Karren an der Seite des Delinquenten auf den Richtplatz fuhr, mußte ich, trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, trotzdem ich mich mit Grauen in seinen Zustand versetzte, trotzdem mich die lebende Todesangst in seinem Gesichte beinahe ansteckte und mit gleicher Angst erfüllte — trotz all' dem mußte ich manchmal denken: „Was würde diese versammelte Menge sagen, wenn sie wüßte, daß diese zwei Männer, die auf dem Blutgerüste ihr Amt

verrichten, daß Prediger und Henker Eidam und Schwiegervater sind. Dieser Gedanke trat allerdings in den Hintergrund, als ich wirklich neben meinem Schwiegervater auf dem Gerüste stand, und der Verurtheilte mich bat, ihm ein Gebet vorzusagen. Ich that es mit Inbrunst, während mein Schwiegervater hinter mir stand, und das Schwert in der Hand die Menge betrachtete. Plötzlich fühlte ich meine Schulter leise berührt — ich glaubte, er wolle mich mahnen, kurz zu sein, aber er neigte sich zu mir herab und flüsterte mir ins Ohr: ‚Ich sehe Paulinen!‘ Er sagte das mit einem glücklichen Ausdrucke im Gesichte, der am allerwenigsten zu dem Momente paßte — aber er schien auch den Moment und sein Amt ganz vergessen zu haben. Er starrte immer vor sich hin in die Menge hinein, nach einem Punkte, und ich Unglückseliger war es, der ihn wieder zu sich bringen mußte. Er streckte sich, schob mich zur Seite und trat vor. Aber er zitterte am ganzen Leibe und machte eine Bewegung mit dem Kopfe und mit den Augen, die mir verrieth, daß es vor seinen Augen schwamm. Trotzdem schwang er das Schwert und that, was seines Amtes, aber er that es schlecht. —

„Erlauben Sie mir, daß ich über eine greuliche, blutige Szene rasch hinweggehe — ich will Ihnen ja

keine Hinrichtungsgeschichte erzählen. Erlassen Sie mir die Beschreibung des Schrecklichen, des nächster Zeuge ich gewesen. Meister Vogt kam mit seiner Verrichtung nicht zu Ende, das Volk wurde wüthend, ein Hagel von Steinen flog gegen das Gerüst, und den Steinen folgte rasch die Masse, welche die Treppe heraufstürmte. Ich war eben daran, mich vor den Scharfrichter hinzustellen, um ihn mit meinem Leibe zu schützen, als die Masse dem Andrängen einer Frau weichen mußte, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft das Gedränge theilte, die Treppe herauf eilte und sich wie ein Schild auf den bedrohten Scharfrichter warf. Es war Pauline. Sie umklammerte ihren Vater, nannte ihn, der allerdings in der höchsten Lebensgefahr schwebte, mit den zärtlichsten Namen, und wandte sich dann rasch gegen einige Leute aus dem Volke, die ihn bereits an Armen und Beinen gefaßt hatten, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: ‚Es ist mein Vater!‘ Ein Schrei der Ueberraschung ging durch die Menge, in welcher unzählige der Zuschauer meine Frau kannten. Die nächsten Anstürmer wichen zurück, und die Soldaten, die sich hatten zurückdrängen lassen, konnten wieder das Gerüst umgeben. Der gedeckte Wagen des Scharfrichters, beschützt von reitender Gendarmerie, näherte sich, und von Paulinen an der Hand gefaßt,

stieg der Scharfrichter mit ihr und mir in den geschlossenen Raum, und wir flogen davon und verbargen uns hinter den Mauern des festungsartigen Gefängnißgebäudes."

*

Nach einigem Schweigen fuhr Möbius fort: „Den Rest können Sie sich wohl selber erzählen. Es ist natürlich, daß die Gemeinde nicht eine Henkerstochter zur Pfarrerin haben wollte. Ich machte nur einen Versuch: ich ging nächsten Sonntag in meine Kirche und fand sie leer. Ich kehrte in mein Haus zurück und schrieb mein Entlassungsgesuch. In der Nacht darauf verließ ich mit Weib und Kind, und zwar, um so unbemerkt als möglich fortzukommen, die Stadt zu Fuße. Wir erwarteten den Morgen in einem Dorfe der Umgegend, mietheten dann einen Wagen, und fuhren hierher in diese Stadt. Unsere Habseligkeiten ließen wir nachfolgen. Die Geschichte hatte großes Aufsehen gemacht, und fand ihren lautesten Wiederhall gerade hier in der Heimat des Scharfrichters und Paulinens. Es war uns unmöglich, in der Stadt selbst eine Wohnung zu finden, und ich war gezwungen, das kleine Haus zu beziehen, das meinem Schwiegervater gehört, das beinahe so einsam liegt wie eine Scharf-

richterwohnung, und in dem Sie mich gestern entdeckt haben. Es ist diese Wohnung bisher das Einzige, was ich von meinem Schwiegervater angenommen habe. Trotz allem Elend, in das ich versank, konnte ich mich nicht überwinden, mich mit Geldern nähren zu lassen, die zum Theil Hinrichtungshonorare sind. Mein Schwiegervater ist übrigens nicht so wohlhabend, als man nach der Gemächlichkeit seiner Wohnung glauben könnte. Den größten Theil seines angeerbten Vermögens verwandte er auf die Erziehung seiner Tochter. Den Aberglauben, eine große Quelle der Einkünfte für andere Scharfrichter, beutete er nicht aus, und seine ärztliche Praxis, die zum großen Theil eine Armenpraxis war, kostete ihn mehr als sie ihm einbrachte. Dieser Henker war nämlich der Wohlthäter vieler Kranken und Armen, mit denen ihn seine Praxis in Berührung brachte.

„Ich wollte mich anfangs als Lehrer und Stundengeber ernähren — aber die Eltern scheuten sich, ihre Kinder dem Eidam des Scharfrichters anzuvertrauen. Ich klage Niemand an; in gleichem Falle hätte ich dieselben Bedenken gehabt. Kurz, ich versank in Mangel und Elend, aus denen ich mich nun seit Jahren nicht herauszuarbeiten vermag. Ich wäre längst verfallen und versunken, wenn nicht eine Frau an meiner Seite

stünde, die mich mit ihrer Stärke noch Härteres ertragen lehrte. Sie, lieber Freund, haben mir auf einige Zeit aus der Noth geholfen, aber glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner jetzigen Stellung mit Sicherheit der Zukunft entgegensehe. Ich weiß es aus jahrelanger Erfahrung, daß der geringste Vorwand, ein scheinbarer Grund zur Unzufriedenheit hinreichen werden, um sich des Eidams des Scharfrichters wieder zu entledigen. Doch ich wollte nicht klagen, ich wollte Ihnen nur meine Geschichte erzählen, damit Sie wissen, ob Sie das Haus der Ausgestoßenen, das Sie zufällig entdeckt, wieder aufsuchen wollen; ob Sie es vermögen, sich an unseren Tisch zu setzen, meine Kinder zu küssen, und sich nicht zu entsetzen, wenn zufällig der Vater der Hausfrau eintritt."

*

Um nachdrücklich zu antworten, wanderte ich schon am nächsten Tage nach dem stillen, friedlichen Hause hinaus. Und ich kam oft und verbrachte daselbst schöne Stunden in Gesellschaft dieser gebildeten und mit den Künsten und Wissenschaften vertrauten Familie. Doch dauerte dieser Umgang nicht lange; Manches, was ich in dieser Universitätsstadt gewollt, war erreicht, Anderes verfehlt, und ich ergriff den Wanderstab, den ich durch viele Jahre nicht wieder aus der Hand legen sollte.

Ich durchreiste die meisten Länder Europa's und einen Theil Asiens, neue Eindrücke verdrängten die alten, und neue Freundschaften ließen mich alte Bekanntschaften vergessen. Es waren seit jener Nacht, in welcher mir Möbius seine Geschichte erzählt hatte, nahe an fünfzehn Jahre vergangen, als ich eines Tages auf dem Markte von Baucaire in Languedoc unter den großen Platanen, welche die glänzendsten und größten Meßbuden beschatten, von den Tönen einer Musik angezogen wurde, die ich sogleich als deutsche Musik erkannte, und die nichts mit dem gewohnten Musiklärm der Märkte und Messen gemein hatte. Ich näherte mich und sah unter der großen Platane einen älteren Mann, der mit vielem Ausdruck die Violine spielte und dabei von zwei Jünglingen, deren jüngster wohl sechzehn Jahre alt sein mochte, auf einer zweiten Violine und der Bratsche begleitet wurde. Ich wollte nur hören, aber bald wurde meine Aufmerksamkeit durch das Gesicht des Alten so sehr in Anspruch genommen, daß ich von der Musik nichts mehr vernahm. Ich erkannte hinter dem beinahe ganz grauen Barte meinen alten Karl Möbius. Eine Viertelstunde darauf saßen wir in einer Herberge zusammen, in welcher Sabine unsere Gesellschaft vergrößerte. Ich erfuhr, daß der älteste Sohn, jener Knabe, den ich damals im

Garten belauscht hatte, sich zu einem bedeutenden Künstler herangebildet, daß er vor drei Jahren auf Reisen gegangen, und daß er endlich in Barcellona eine angenehme und dauernde Stellung gefunden habe. Er lud die Seinen ein, ihm zu folgen, und die Heimat zu verlassen, wo sie noch immer die Ausgestoßenen waren. Die Eltern überlegten es sich nicht lange und folgten dem Rufe ihres lieben Sohnes; die Kosten der weiten Reise wurden mit Hülfe der Violinen herausgeschlagen, indem Vater und Söhne als fahrende Musikanten dahinzogen, und sich bei dieser Gelegenheit die Welt im Einzelnen ansahen.

Ein Jahr darauf sah ich die Familie wieder im Theater zu Barcellona, wo der älteste Sohn im Orchester den Kapellmeisterstab wie einen Szepter schwang, und der Vater und die zwei jüngeren Brüder als seine Untergebenen diesem Szepter gehorchten. Sämmtliche Möbius gehörten zu den beliebtesten Musiklehrern der Stadt.

Rostet nicht.

Die Laufbahn meines Vaters war, so weit sie vom eigenen Können und Wollen und von den Beziehungen zu anderen Menschen abhing, eine glückliche gewesen; er gehörte in seinen alten Tagen zu den geachtetsten und geliebtesten, wenn auch nicht zu den berühmtesten Mitgliedern der Universität; daß ihn die neue Wissenschaft überflügelte, darüber tröstete er sich leicht, denn ihr Triumph stand ihm höher als sein Ehrgeiz, und ich, sein einziger Sohn, gehörte ja mit zu der jungen Generation, welche die seinige in den Hindergrund drängte. Es freute ihn, daß der Anfang meiner Laufbahn mit der seinigen so viel Aehnlichkeit hatte; er nahm das als ein Vorzeichen, daß ich so glücklich sein werde, wie er es gewesen. Ich hatte eben meine Studien vollendet an derselben Universität, an der er seine Jugend verbracht und an der er als

Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften angestellt war, fühlte mich aber noch zu jung und mein Wissen zu lückenhaft, um mich sogleich zu habilitiren. Ich sollte eine Hauslehrerstelle antreten, die mir durch einige Jahre Muße genug zu fernerer Ausbildung gewähre und Geld genug einbringe, um dann, vor Rückkehr auf die Universität, noch einige Reisen machen zu können. Gerade so war es bei meinem Vater gewesen, als er sich in meinem Alter befand, und um die Aehnlichkeit unseres Jugendlebens möglichst weit zu treiben, richtete es der Zufall so ein, daß ich in derselben Gegend Thüringens eine Hauslehrerstelle fand, in welcher mein Vater in gleicher Eigenschaft drei Jahre seiner Jugend verlebt, und die nun halb und halb zu meiner Heimat gehörte, da er dort seine Frau, meine Mutter, gefunden. „Bringe Dir eine Aehnliche mit," sagte er gerührt, als es beschlossen war, daß ich dahin abgehen solle, „aber," fügte er mit der Andacht eines Segensspruches hinzu, „möge sie an Deiner Seite länger verweilen, als das Schicksal Deiner Mutter bei mir zu verweilen gestattete."

Ich sollte zu Michaelis abgehen, aber ich erhielt im Herbste einen Brief des Gutsbesitzers, der mein Brodherr werden sollte, in welchem mich dieser bat, meine Abreise bis zu Ostern zu verschieben, da er, wegen

der schwachen Gesundheit seiner Frau, eine Reise nach dem Süden und seine ganze Familie mitzunehmen vorhabe. Es machte mir nicht den geringsten Verdruß, einige Monate länger bei meinem Vater und bei meinen Freunden bleiben zu können, und bis auf den heutigen Tag segne ich den Umstand, der mich zu Hause zurückgehalten, denn ihm danke ich es, daß ich bei meinem guten Vater bis zu seinem letzten Momente ausharren und ihm die Augen zudrücken konnte. Wenige Wochen später schloß ich das Häuschen, das mir gehörte, ließ alles darinnen so stehen und liegen, wie es mein Vater verlassen hatte, um mir für die Zukunft das Glück zu wahren, in liebe, erinnerungsvolle, alte Umgebungen zurückzukehren, da ich nicht mehr in liebende Arme zurückkehren konnte, und wanderte nun getrost mit dem gemischten Gefühle der Melancholie, welche der herbe Verlust in mir hinterlassen, und des heiteren Jugendmuthes meinem Bestimmungsorte und meiner Zukunft entgegen. Wie in mir war es überall auf meinen Wegen in der Natur: überall noch die Spuren des Winters und schon die Vorboten des Frühlings, — kühle Lüfte durch die warmen Sonnenstrahlen dringend, — Nebel und Dünste vom Ostergolde verklärt, — kahle Bäume mit Knospen und treibendem Grün an den Spitzen der Zweige und Aeste,

— Vogelgesang über noch schwarzen Schollen der Felder. Alles stimmte mit mir, mit Allem stimmte mein Gemüth, und in wohlthuender, ruhiger Harmonie kam ich nach achttägiger Reise in der Stadt an, in deren Nähe das Schloß lag, in welchem ich meine Hofmeister-Funktionen beginnen sollte. Manches Haus, mancher Hügel, hundert verschiedene Gegenstände erinnerten hier an die Erzählungen meines Vaters und an ihn selber; jedes seiner Worte kam mir aufs Lebhafteste in die Erinnerung, und es war mir eine Herzensangelegenheit, seinen Spuren zu folgen, und jeder seiner Anweisungen zu gehorchen. Ich suchte das Gasthaus auf, in welchem er abgestiegen war, und nachdem ich die Stadt durchwandert und mir beim Anblick der Häuser und Straßen seine Erzählungen vor den dazu gehörigen Dekorationen, ganz wie ich mir einbildete, der Wahrheit getreu vergegenwärtigt, fiel es mir ein, daß er mir vor Monaten von einem guten Fräulein Elise Emmerich, einer Freundin meiner Mutter, gesprochen, mit dem Bemerken, daß ich sie besuchen, und ihm dann über das jetzige Leben der sonderbaren, aber vortrefflichen Person schreiben müsse. Konnte ich letzteres leider nicht mehr thun, so wollte ich doch wenigstens dem ersten Theile des Auftrages nachkommen und eine Person aufsuchen, die er die Freundin meiner Mutter

nannte und von der er mit so viel Wohlwollen gesprochen.

Als ich mich am nächsten Morgen bei der Dienerschaft des Gasthauses nach der Adresse des Fräuleins Elise Emmerich erkundigte, glaubte ich schon zu spät gekommen zu sein, um die alte Jungfer kennen zu lernen, und mußte ich voraussetzen, daß sie ihrer Freundin bereits gefolgt sei, denn keiner der Kellner wollte je von einem Fräulein Emmerich in hiesiger Stadt etwas gehört haben. Glücklicher Weise kam der Wirth dazu, als die Kellner noch über Sein und Nicht=Sein eines Fräulein Emmerich disputirten, lachte und rief: „Der Herr meint das Fräulein Oberforstmeister —

„Ja," rief es im Chorus dagegen, „das Fräulein Oberforstmeister, das existirt allerdings!" — Und nun begann Jeder zu erklären, wie besagtes Fräulein nur unter besagtem Titel bekannt sei, daß sie unter diesem Titel jedes Kind in der Stadt kenne, und das sei sehr natürlich, denn solcher Fräulein Oberforstmeister gebe es nicht zwei in der Stadt, vielleicht nicht in der Welt. Der Wirth erläuterte diese Mittheilungen. Das Fräulein Oberforstmeister sei eine der populärsten, ja die populärste Gestalt der Stadt und Umgebung, und das danke sie ebensowohl ihrem guten Herzen, das von einem großen Vermögen den wohlthätigsten Gebrauch

zu machen wisse, wie ihrer auffallenden Erscheinung, — denn sie sei, wie sie der Volkswitz nennt, der größte Mann der Stadt. „Gehen Sie," fügte er hinzu, „nur zum Thüringer Thore hinaus, und wenn Sie dort wo zwischen den Landhäusern einer recht ansehnlichen Riesin begegnen, so sprechen Sie sie nur getrost als Fräulein Oberforstmeister an, — ragt sie Ihnen aber nirgends entgegen, so suchen Sie nur unter den Landhäusern das sauberste und schmuckeste aus, Sie werden nicht fehl gehen, — da haust und waltet sie in der angenehmsten Einsamkeit, einen Theil des Tages in Garten und Haushalt, einen andern Theil mit Büchern beschäftigt oder von fröhlicher Jugend umgeben, wie eine lustige Gluckhenne. Eine treffliche Person, Herr Volker, ich versichere Sie, eine ganz vortreffliche Person, und respektirt in Stadt und Land wie kein anderer Mann und keine andere Frau."

Der Wirth, der mir beim Frühstück Gesellschaft leistete, fuhr fort, mir in diesem Tone von der Unbekannten zu sprechen und allerlei Beispiele ihres guten Herzens zu erzählen, daß ich mich in der That auf den Gang in das Landhaus herzlich freute. Es war mir, als sollte ich in dieser mir fremden Gegend eine gemüthliche Freundin finden, und ich wünschte mich dessen zu versichern, bevor ich mich auf das Schloß in das

immerhin untergeordnete Verhältniß eines Hauslehrers und unter die mir wildfremden Menschen begab.

Es war noch zu früh für einen ersten Besuch, und so wanderte ich in der Umgebung des Landhauses, das ich nach der Beschreibung des Wirthes sogleich erkannt hatte, einige Zeit hin und her und suchte mich alles dessen zu erinnern, was ich von Vater und Mutter über Fräulein Emmerich gehört hatte, und trat endlich mit solchen Erinnerungen wohl ausgerüstet durch das kleine Gärtchen, das eine Art Vorhof bildete, in das Haus. Eine Dienerin führte mich in die erste Stube und bat mich, einen Augenblick zu warten, sie wolle Fräulein Emmerich, die im Garten beschäftigt war, herbeirufen. Sie ging, ohne mich nur nach meinem Namen gefragt zu haben. Die Stube, in der ich wartete, hatte nichts Eigenthümliches, wenn es nicht die alten Rokokomöbel waren, welche durch Erbschaft in der Familie und nicht durch die neue Mode herein gekommen schienen, denn sie standen auf ihrem Platze, als ob sie seit einem Jahrhunderte so da ständen. An den Wänden hingen Kupferstiche und Pastelle, offenbar Zeitgenossen der übrigen Einrichtung. Durch eine offene Thüre sah ich in zwei andere Stuben, die bereits viel moderner waren, elegant und hübsch eingerichtet, ohne luxuriös zu sein. Es hatte Alles etwas Ländliches,

Behagliches; nichts, was ausgesprochen männlich oder weiblich, groß- oder kleinstädtisch gewesen wäre, am allerwenigsten aber wurde man bei aller Sauberkeit an altjüngferliche Pedanterie, und dergleichen Liebhabereien erinnert, wie auch von der Menagerie alter Jungfern nicht ein einziges Thier vorhanden war: kein Papagei, kein Schooßhund, kein Kanarienvogel und keine Katze. Ein alter Hühnerhund, der vor der Thüre lag, war im Gegentheile geeignet, dieser Häuslichkeit einen ganz anderen als altjungferlichen Charakter zu geben. Mit einem Worte, es athmete hier Alles Heimlichkeit und Behagen.

Wie gut ich auch durch die Schilderungen des Wirthes auf die Erscheinung der Besitzerin dieses Hauses vorbereitet war, so war ich doch etwas erstaunt, als sich die Thüre öffnete, und eine Dame vor mir stand, die mich um die Höhe wenigstens eines halben Kopfes überragte, und deren Oberlippe von einem feinen, bereits in das Graue spielenden Schnurrbärtchen beschattet war. Das wohlwollende Lächeln dieses männlichen Mundes und der überaus sanfte Blick der braunen Augen bildeten mit der ganzen, fast möchte ich sagen übergewaltig erscheinenden Gestalt einen so auffallenden Kontrast, daß ich mich vor meinem Erstaunen nicht rasch genug erholen konnte, um mich ihr auf

schickliche Weise vorzustellen. Mein Erstaunen wuchs noch, als ich bemerkte, wie sie gleich beim Eintritte erschrocken zurückfuhr, erblaßte und vergebens etwas zu sagen strebte. Ich stotterte, und sie schwieg. Endlich machte sie mir zwei Schritte entgegen, faßte meine beiden Hände und sagte, noch ehe ich mich genannt hatte: „Sie sind Oskar Volker! Seien Sie mir herzlich willkommen.

„Sie erkennen mich, mein Fräulein —"

„Wie sollte ich nicht," sagte sie mit zitternder Stimme, „Sie sind ja sein leibhaftiges Ebenbild, — so wie Sie hier vor mir stehen, so war er, als er gerade so alt wie Sie jetzt, — gerade so sah ich ihn hier in diesem selben Hause, in dieser selben Stube. — Setzen Sie sich," sagte sie noch immer aufgeregt, indem sie mich auf das Sopha niederzog und sich neben mir niederließ. „Erzählen Sie mir, wie geht es ihm? wie lebt er? mit welcher Arbeit ist er jetzt beschäftigt? — Erzählen Sie Alles und ausführlich."

Ich sah sie erschrocken an. Bei der Freundschaft für meinen Vater, die aus jedem ihrer Worte, aus jeder Geberde sprach, war es mir höchst peinlich, ihr von seinem Tode, von dem sie offenbar nichts wußte zu sprechen. Ich schlug die Augen nieder und sagte leise: „Sie wissen also nicht —"

„Was?" rief sie erschrocken.

„Mein armer Vater —"

„Er ist todt!" rief sie wieder und sprang vom Stuhle auf.

Da ich schwieg und der Ausdruck meines Gesichtes ihre Frage wohl deutlich genug bejahte, drückte sie beide Hände vor die Augen, wandte sich plötzlich um und eilte in die zweite Stube, deren Thüre sie hinter sich zuschlug. Ich war überrascht, ja erschüttert. Der Anblick dieser Fremden, welche diesen Tod so lebhaft empfand, vergegenwärtigte mir aufs Neue den Verlust, den ich erlitten, und ohne viel darüber nachzudenken, wie auffallend es war, daß eine Fremde, die meinen Vater eigentlich nur in seiner Jugend gekannt und die ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, — daß eine Person von so männlich kräftigem, beinahe derbem Wesen, von der Todesnachricht so gerührt wurde: versenkte ich mich in das Unglück eines so herben Verlustes, und seit vielen Tagen zum ersten Male traten wieder Thränen der innigsten kindlichen Trauer in meine Augen. Nach ungefähr einer halben Stunde sah ich Fräulein Emmerich in einer schattigen Allee ihres Gartens langsam auf und ab gehen, mit einem Taschentuche in der Hand, das sie manchmal auf die Augen drückte. Bei einer Biegung bemerkte sie, daß

ich sie vom Fenster aus beobachtete, erhob den Kopf und machte eine Bewegung, als ob sie etwas abschüttelte, und trat dann entschiedenen Schrittes wieder in das Haus und in das Zimmer.

Ich konnte es ihren Augen ansehen, daß sie heftiger geweint hatte, als ich selbst. Doch setzte sie sich ruhig zu mir und sagte mit einer Stimme, in welcher das überwundene Weinen nur noch leise nachzitterte: „Erzählen Sie mir von seinen letzten Tagen, von seiner Krankheit, — wie er gestorben — Alles.“

Ich erzählte und zwar mit der größten Ausführlichkeit und ohne meinen Gefühlen den geringsten Zwang anzuthun. Nach dem so eben Erlebten fühlte ich es deutlich genug, daß sie Alles und Jedes, was meinen Vater betraf, aufs Herzlichste interessirte, und daß ich zu ihr sprechen konnte, wie zu einer nahen Anverwandten. In der That war es mir jetzt schon, als stünde ich zu ihr in einem solchen blutsverwandschaftlichen Verhältnisse, denn was vermag zwei Menschen inniger zu verbinden, als gemeinschaftliche aufrichtige Trauer um dieselbe geliebte Person? Während ich ohne Rückhalt erzählte, saß sie ruhig da, aufmerksam jedem Worte, fast möchte ich sagen jeder Silbe folgend, und es war ein eigenthüm-

lich rührender Kontrast, wie bei dieser ihrer äußerlichen Ruhe von Zeit zu Zeit aus ihren Augen, die bald auf mich, bald auf irgend einen Punkt im Zimmer gerichtet waren, langsam eine einzelne Thräne niederfloß, — und noch auffallender war der Kontrast zwischen dieser echten weiblichen Trauer und diesem, die milden Augen abgerechnet, so männlichen Gesichte, dieser ganzen, beinahe riesigen Gestalt. Der alte Hühnerhund war ihr ins Zimmer gefolgt und sah sie fragend an, während sie seinen Kopf, der auf ihrem Knie ruhte, langsam streichelte. Es war ein inniges Todtenfest, das wir zwei da zusammen feierten in der Abgeschiedenheit des stillen Landhauses, während die ersten Frühlingsblumen ihren Duft und die Vögel ihren Gesang durchs offene Fenster hereinsandten und das treue Thier mitfühlend, mit verständnißvollen Augen zu seiner Herrin empor und manchmal zu mir herüber blickte. Es war trotz aller Trauer eine Stunde an die ich stets als eine der schönsten Stunden des Lebens zurückdenke.

Als ich geendet hatte, stand Fräulein Emmerich auf, ergriff meine Hand und führte mich in das dritte Zimmer, wo sie mit dem Finger auf ein kleines Pastellbildchen deutete. Es war das Porträt meines Vaters. Ich erkannte es augenblicklich und sogleich mußte ich mir auch sagen, daß man es für mein eigenes Porträt,

wie ich jetzt war, nehmen konnte. Es stellte meinen Vater in seinem vierundzwanzigsten Jahre dar.

„Sie haben es von ihm?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Sie wissen,“ sagte sie, „daß sein Schüler, der letzte Erbe des Schlosses Schwangau, wo er Hofmeister gewesen, im Kriege fiel. Die Anverwandten verkauften Schloß und Möbel, — ich brachte das Bildchen bei der Auktion an mich.“

„Dürfte ich es mir nicht kopiren lassen?“ fragte ich bittend, „ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar.“

„Nein,“ sagte sie entschieden, „aber ich bin alt, — Sie sollen es erben.“

So fühlte ich mich dieser Dame, die mir diesen Morgen noch unbekannt und beinahe ganz fremd war, von Minute zu Minute näher gerückt: ich hatte mit ihr den Tod meines Vaters beweint; sie machte mich durch das Porträt mit ihm in eine Vergangenheit zurück bekannt, da ich noch nicht existirte, und jetzt machte sie mich zu ihrem Erben, zum Erben eines Besitzthums, das ihr offenbar sehr theuer war. Ich blieb gerne, als sie mich zum Essen einlud, und nach dem Essen verbrachte ich noch den ganzen Nachmittag und Abend mit ihr in ihrem Garten, vollkommen ungestört, da sie heute keinen Besuch annahm; so war sie denn auch bald in alle meine persönlichen Verhält-

nisse eingeweiht. Sie erstaunte, daß ich nach einem langen, arbeitsamen Leben meines Vaters, als sein einziges Kind, noch gezwungen sein sollte, durch eine Hauslehrerstelle mein Leben zu fristen, bis ich eine gesicherte Anstellung fände; „aber," fügte sie lächelnd hinzu, „daran erkenne ich wieder meinen alten Freund, der weder die Eigenschaften, mit denen ihn die Natur ausgestattet, noch seine Gelehrsamkeit auszubeuten verstand."

Zu meiner Verbindurg mit dem Hause des Rittergutsbesitzers von F., bei dem ich morgen als Hauslehrer eintreten sollte, schüttelte sie bedenklich den Kopf. Das seien, meinte sie, keine Leute für mich, und ich werde mich in ihrer Gesellschaft nicht wohl fühlen. Es seien Menschen, bei denen nur Geld und Titel Werth hätten, und denen meine Anschauungs- und Erziehungsweise schwerlich zusagen werde. Sie rieth mir, womöglich das Verhältniß noch vor Beginn zu lösen. Als ich ihr das Schwierige eines solchen Schrittes darstellte und mit meinen Vermögensverhältnissen motivirte, wollte sie etwas erwidern, hatte aber augenscheinlich nicht den Muth, auszusprechen, was sie aussprechen wollte. „Nun," sagte sie nach einiger Zögerung, „treten Sie in Gottes Namen ein, thun Sie das Ihrige, und das Uebrige wird die Zeit lehren. Es thäte mir nur

leid, wenn Sie einen Theil der schönen Jugendzeit unfruchtbar und auf unerquickliche Weise verlieren sollten. Indessen, um Ihnen den Eintritt in das Haus nicht ganz zu verleiden, so will ich Ihnen doch gleich verrathen, daß Sie daselbst einem Wesen begegnen, das allerdings geeignet ist, auch einen unangenehmen Aufenthalt annehmbar zu machen. Ich meine Fräulein Sabine, das Aschenbrödel des Hauses, eine arme Anverwandte, die beinahe den ganzen Haushalt zu überwachen hat. Es ist das ein überaus liebenswürdiges Geschöpf, ein gutes Kind, das mich oft besucht und das zu der kleinen Welt von Jugend und Güte gehört, die ich gerne um mich versammle. Es sei Ihnen das, je nach Umständen, als Trost oder auch als Warnung gesagt. Jedenfalls seien Sie gut gegen sie und nehmen Sie sich, wenn Sie können, ihrer an. Das gute Kind bedarf in seiner Einsamkeit einiger Theilnahme. Ich hätte sie längst zu mir ins Haus genommen, wenn sie sich entschließen könnte, ihre Anverwandten durch einen solchen Schritt vor der Welt anzuklagen.

So und noch ausführlicher in die Verhältnisse der von F.'schen Familie eingeweiht und mit gutem Rath ausgerüstet, trat ich am folgenden Tage meine Stelle an. Da es ganz und gar nicht zum Zwecke dieser

Erzählung gehört, diese Familie näher zu schildern, so sage ich nur, daß ich Alles bewahrheitet gefunden, und daß Alles so eintraf, wie es mir meine verehrte Freundin vorausgesagt. Der Geist, der in diesem Kreise herrschte, war, wie man sich heute ausdrücken würde, ein durch und durch realistischer; in der Erziehung sollte auf nichts Anderes gesehen werden, als auf das positiv Nützliche; Alles, was den Gemüthern der Kinder einen höheren Schwung, ihren Seelen eine edlere Stimmung geben konnte, wurde als idealistisch, als sentimental, als verderblich verurtheilt. Vater und Mutter überwachten mich in dieser Beziehung mit der größten Aengstlichkeit als einen gefährlichen Menschen, der ihre Kinder in moralische Schwächlinge oder Narren zu verwandeln drohte. Meine Zöglinge, schon von Natur ziemlich trockene Seelen, wurden förmlich vor mir gewarnt, und die Mutter hielt es für nothwendig, ihnen von Zeit zu Zeit in ihrer Stube und auf Spaziergängen Vorträge zu halten, welche ein Gegengift gegen meine Gifte sein sollten. Die Kinder, denen ihrer Natur und bisherigen Erziehung gemäß die im Hause herrschenden Ansichten mehr zusagten, als die meinigen, hielten sich mir gegenüber fortwährend in der Defensive, und es ward mir nicht einmal der Trost, der unglücklichen Erziehern manchmal zu Theil wird,

mich durch das Vertrauen oder die Liebe meiner Schüler ermuthigt zu sehen. Diese Zustände bildeten sich zwar erst im Laufe mehrerer Wochen zu diesem ausgesprochenen Charakter aus, aber ich empfand die Keime derselben schon in den ersten Tagen und fand mich von Anfang an unbehaglich im Hause. Von dem Troste, den mir Fräulein Emmerich versprochen hatte, ward mir sehr wenig zu Theil, denn ich bekam Sabine nur selten zu sehen, und von einer Unterhaltung, einem Gespräche mit ihr war noch weniger die Rede. Sie aß zwar, als Anverwandte, mit uns an demselben Tische, aber sie hatte ihren Platz am untersten Ende der Tafel, sprach nur, wenn sie, was selten genug geschah, angeredet wurde, und spielte übrigens mehr die Rolle einer Dienenden, als einer Tischgenossin. Es ist natürlich, daß ich mich, nach den Mittheilungen meiner alten Freundin, gleich von Anfang an mit Theilnahme nach ihr umsah. Schon ihr Aeußeres bestätigte alles Gute, was mir über sie gesagt worden; sie war in der That überaus lieblich und anmuthig, und ihre Schönheit wurde nur noch erhöht durch den Dämpfer, den ihre untergeordnete Stellung ihrem Glanze auferlegte. Ich glaube, daß sie als Fräulein vom Hause oder als herrschende Dame des Schlosses bei weitem nicht so schön gewesen wäre, wie sie es

jetzt war in ihrem einfachen braunen Merinokleidchen und als Dienerin aller Welt. Auf einem Balle, im Kranz und in Seide, hätte man sie vielleicht übersehen können. In ihrer jetzigen Stellung, in der Einfachheit und Bescheidenheit ihres Auftretens mußte ihre Schönheit und edle Anmuth nothwendig jede Aufmerksamkeit auf sich lenken. Mein Leben, meine Wirksamkeit im Schlosse gewährte mir so wenig Genugthuung, daß bald meine einzige Freude in der Beobachtung ihres Schaltens und Waltens bestand, daß ich in diesem Schauspiele bald die einzige Befriedigung empfand und daß ich Sabinen kannte, noch bevor ich hundert Worte mit ihr gewechselt hatte. Vielleicht, daß sie mit weiblichem Instinkt und Mitleid das Oede meiner Stellung ebenso erkannte, wie ich das Traurige in der ihrigen, und daß sie sich durch die Aehnlichkeit unserer Lage zu mir hingezogen fühlte, — wenigstens redete ich mir ein, daß sich zwischen uns zweien ein stillschweigender Rapport, ein geheimes Einverständniß bildete. Sonderbarer Weise sollte ich die eigentliche Bekanntschaft dieser meiner Hausgenossin, die mich von Tag zu Tag mehr interessirte, eigentlich erst in dem Hause machen, in dem mir zuerst von ihr gesprochen worden.

Fräulein Emmerich versammelte seit Jahren jeden Mittwoch Abend die beste Jugend der Stadt und Um-

gegend in ihrem Hause. Die gute alte Jungfer mit dem jugendlichen Herzen liebte es, frische Gemüther um sich zu haben, freute sich an den aufeinanderfolgenden Lenzen der Generationen, wie sie sich freute, all' diesen jungen Leuten, die sie in ihren Kreis zog, mit Rath und That zur Seite zu stehen. Sie ging bei Herbeiziehung der jungen Männer wie der Mädchen mit strenger Auswahl zu Werke, so daß es in der Gegend als ein gutes Zeugniß, als eine wahre Empfehlung galt, zu ihrer Mittwochsgesellschaft zu gehören. Man bewarb sich um diese Ehre wie um etwas, das Ansehen und Stellung gibt, und die Mütter sagten sich im Stillen, daß die Mittwochs-Gesellschaft Fräulein Emmerich's die vortrefflichste Verheirathungs-Anstalt sei, da wenigstens gegen Charakter und Ruf der Töchter, die zu diesem Kreise gehörten, kein Zweifel erhoben werden durfte. Ich fühlte mich zwar am wohlsten, wenn ich mit meiner alten Freundin allein sein konnte, doch kam ich, wie sie es wünschte, auch gerne in ihre Gesellschaften, in welchen in der That ein herzlicher und edler Ton herrschte, und in denen man sich bald heimisch machen konnte. Auch Sabine gehörte, wie schon gesagt, zu dieser Gesellschaft, und zwar war sie eine der Bevorzugten der Dame des Hauses. Diese, die so vieles errieth, stellte uns mit Lächeln einander vor, voraus-

setzend, daß wir, obwohl Hausgenossen, einander nur aus der Ferne kannten. Ein Abend in Haus und Garten von Fräulein Emmerich förderte unsere Bekanntschaft mehr, als der Rest der Woche und der gemeinschaftliche Aufenthalt im Schlosse, das wir bewohnten. Und zu diesen Abenden gehörte auch noch die gemeinschaftliche Heimkehr aus der Stadt in das mehr als eine halbe Stunde entfernte Schloß durch eine duftige Lindenallee und oft durch „mondbeglänzte Zaubernacht." An solchen Abenden fand ich in Sabinens Geist und Herzen wirklich und wahrhaftig, was ich im Laufe der Woche und aus der Ferne mit meinem Idealismus, der im Hause so verrufen war, mit meinen Wünschen, die man glücklicherweise nicht kannte, hineingelegt hatte. Aber je näher ich Sabinen auf diese Weise kennen und würdigen lernte, desto schmerzlicher war es mir, sie in ihrer untergeordneten Stellung zu sehen, in der sie, wie ich mir einbildete, mehr leiden mußte, seit sie sich in derselben von mir beobachtet fühlte. Und je mehr durch die Liebe alle besseren Gefühle in mir aufgeregt wurden, desto fremder fühlte ich mich in dem Hause, desto kälter wehte mich seine Atmosphäre an. Es schien mir Pflicht, mich aus dieser Atmosphäre und Sabinen aus ihrer demüthigen Stellung so bald als möglich zu retten. Und — um kurz zu

sein, da ich nicht die ausführliche Geschichte meiner Liebe zu erzählen beabsichtige — auf einem Heimwege durch die duftige Lindenallee, als glücklicher Weise der Diener, der trotz meiner Begleitung Sabinen abzuholen pflegte, weinschweren Hauptes unter dem Dache einer Linde ausruhend zurückgeblieben war, kam es zu Geständniß, Abschluß, Verlobung, dazu gehörigen Versprechen, Küssen, Gelübden und glückseligen Zukunftsträumen. Von dem Augenblick an aber war mir Alles was ich im Hause mit ansehen mußte, noch unerträglicher als zuvor, da ich mich berechtigt fühlte, immer zur Vertheidigung Sabinens aufzutreten, und trotzdem schweigen und an mich halten mußte. So eilte ich schon zwei Tage nach unserer Verlobung zu ungewohnter Stunde in die Stadt und in größter Aufregung in das Haus meiner mütterlichen Freundin.

Sie empfing mich mit einem halb ernsten, halb lachenden Gesichte, das sagen wollte, daß sie Alles, daß sie die Ursache meiner Aufregung errathe. „Um Gotteswillen, lieber Oskar, was geht vor, was ist geschehen?“ rief sie, während ich mich in einen Lehnstuhl warf.

„Es geht nicht länger,“ erwiderte ich in einem Tone, als ob ich mit der Freundin und nicht mit dem Schicksal zanken wollte, „es geht nicht länger,

ich muß ein Ende machen, — ich muß Sabinen entführen."

„Aha, sind wir schon so weit, da habe ich Sie erwartet," lachte Fräulein Emmerich, „fügte aber sogleich in ernsterem, ja in gerührtem Tone hinzu, indem sie sich mir näherte und die Hand wie zum Segen auf meinen Kopf legte: „Seien sie glücklich, — Sie haben ein kluges Herz, es hat vortrefflich gewählt: — Sie können unmöglich eine bessere Frau finden als Sabine."

Aufgemuntert durch diesen Zuspruch, durch die Worte dieser Matrone, deren Geist wie deren Herzen ich das sicherste Urtheil zutraute, fing ich sogleich an, allerlei Pläne zu entwickeln und Luftschlösser zu bauen. Ich wollte, wie schmerzlich es mir auch war, mich von Sabinen zu trennen, sofort mein Verhältniß zu der Familie lösen, auf die Universität zurückkehren und mich als Dozent habilitiren, um so bald als möglich zu einer Professur zu gelangen; während dieser Zeit sollten mich schriftstellerische Arbeiten ernähren und vielleicht so weit bringen, daß ich Sabinen noch vor Erlangung einer festen Stelle heimführen konnte.

Fräulein Emmerich hörte mir ruhig und lächelnd zu, endlich nachdem ich noch manche andere Pläne auseinander gesetzt, sagte sie kopfschüttelnd: „Das ist Alles

schön und gut, lieber Oskar, das Alles zeugt von viel Muth und bestem Willen, aber wie die Sachen einmal stehen und wie die Welt beschaffen ist, verbirgt sich hinter all' dem eine jener unglückseligen Brautschaften von vielen Jahren, während welcher die frischesten Herzen verwelken, um endlich müde eines ermüdeten Glückes theilhaftig zu werden. Gott bewahre Sie vor diesem Verhängniß so vieler deutschen Dozenten und Beamten. Auch sollen Sie mir nicht auf die Universität zurück ohne die Wissenschaft und die Weltkenntniß, die Ihnen Ihr Vater für diese Rückkehr gewissermaßen testamentarisch verordnet hat. Mir ist der Wille Ihres Vaters heilig, und er soll in allen seinen Theilen erfüllt werden. Sie sollen noch einige Jahre mit Muße studiren und auch die gewünschten Reisen machen, wenn auch an der Seite einer jungen Frau."

„Liebe Freundin, Sie behandeln meine Pläne als Luftschlösser und nun kommen Sie mit Vorschlägen, die doch weit mehr in der Luft schweben als —"

„Stille!" unterbrach mich Fräulein Emmerich, „ich bin reich —"

„Sie kennen mich und wissen, daß ich nie —"

„Noch einmal stille. Ich liebe Sabine, als wäre sie meine Tochter, und Ihnen will ich eine Geschichte erzählen, die hoffentlich alle noblen Skrupeln und Bedenk-

lichkeiten verscheuchen wird. Sie werden durch die Geschichte erst erfahren was Sie mir sind, und wenn Sie nur im Entferntesten zu begreifen vermögen, wie innig Menschen an Menschen geknüpft werden können, wie äußeres Schicksal und innere Erlebnisse unauflösliche Bande flechten, wenn Sie einer solchen Einsicht, eines solchen Gefühles fähig sind, dann, mein lieber Oskar, werden Sie mir — wirst Du mir wie einer Mutter die Hand küssen und mich ohne die geringste falsche Scham ja mit Freude und Liebe für Deine Zukunft sorgen lassen."

Die Art und Weise, in der sie diese Worte zu mir sprach, erinnerte mich, ich wußte selbst nicht warum, an den Empfang, der mir vor nun beinahe vier Monaten von ihr zu Theil wurde, und an die tiefe Erschütterung, mit der sie die Nachricht vom Tode meines Vaters empfing. Ich sagte mir, was ich mir schon oft gesagt hatte, daß zwischen ihr und unserer Familie ein innigeres als ein gewöhnliches Freundschafts-Verhältniß bestanden, ja, daß sie mit uns durch irgend ein Schicksal verbunden sein müsse. Doch hatte mir mein Vater nie von dergleichen gesprochen, er, der sonst keine Geheimnisse vor mir hatte und mich in jeden Tag seines Lebens einweihte. Auch wurde dieses Fräulein Emmerich, welches sich mir und uns so nahe fühlte,

von ihm sehr selten genannt, — eigentlich erinnerte er sich ihrer erst etwas lebhafter, als ich in diese Gegend kommen sollte und er in seinem Gedächtnisse nach altbefreundeten Personen suchte, an die er mich weisen konnte. Desto räthselhafter waren mir die Worte, die sie eben zu mir gesprochen. Vielleicht bezog sich das Alles mehr auf meine Mutter, ihre Jugendfreundin, die ich so früh verloren hatte. Ich wurde nur desto begieriger und ich wollte sie eben um eine Erklärung bitten, als sie sagte: „Ich bedarf einiger Sammlung, um Dir zu erzählen, was ich Dir zu erzählen habe. Auch ist es heute zu spät. Mache Dich für den ganzen morgigen Abend frei; ich werde mich vor Besuchen zu schützen wissen, um Dir ausführlich den kurzen Roman meines Lebens zu erzählen und Dir zu erklären was Du mir bist.

Als ich, wie sie es wünschte, am nächsten Tage wieder kam, fand ich sie in ihrem Gartenpavillon sitzend und vor ihr auf dem Tische einige Cigarren, eine Flasche Rüdesheimer nebst dem dazu gehörigen Römer.

„Setzen Sie sich," sagte sie, „und machen Sie es sich so gemüthlich und bequem als möglich. Wir wollen uns einbilden, wir säßen gleich zwei lustigen Studenten und alten Freunden irgendwo am Rheine

und weihten einander in unsere jugendlichen Geheimnisse ein. Je behaglicher Sie es sich machen, je ungezwungener Sie auf meinen Wunsch eingehen, desto mehr erleichtern Sie mir meine Aufgabe. Ich bedarf dieser Komödie, die ich mir hier in Scene setze, um heiter zu bleiben und nicht in einen niedergeschlagenen Ton zu verfallen, während ich Ihnen erzähle, was ich noch keiner menschlichen Seele mitgetheilt habe. Sie sollen den kurzen Roman meines Lebens erfahren, — ja Roman, das ist das Wort, obwohl ich gar nicht darnach aussehe, und in diesem Roman ein Abenteuer, das mit dem guten Rufe, dessen ich mich bis in meine alten Tage erfreue, nicht im Geringsten übereinstimmt. Aber kurz und ohne alle Abschweifungen und Moralitäten.

„Wenn Sie eines Tages das O.'sche Museum besuchen, werden Sie dort das aus der alten Originalrüstung zusammengestellte Bild des Herzogs Erich sehen, der auf einem ausgestopften Pferde sitzt. Neben ihm, mit einer gewaltigen Lanze in der Hand, läuft ein Riese daher, der, obwohl zu Fuß, so hoch in die Luft emporragt, wie der herzogliche Reiter. Dieser Riese ist das Porträt des Waffenträgers und beständigen Begleiters des Herzogs, und dieser Riese, ein friesischer Bauer, ist der Ahnherr, auf den wir bis

ins fünfzehnte Jahrhundert hinein unsern Stammbaum zurückführen können. Daß das Körpermaß in unserer Familie auch im achtzehnten Jahrhundert noch nicht abgenommen, beweist der Umstand, daß der preußische König Friedrich Wilhelm I. Jahre lang mit Gewalt und glänzenden Versprechungen um einen andern meiner Ahnen geworben, den er um jeden Preis in seine potsdamer Garde einreihen wollte. Als es dem sonderbaren König endlich gelang, war mein edler Urgroßvater einer der Längsten unter den Langen. Daß wir auch in diesem Jahrhundert an Körpermaß nicht abgenommen, beweise ich Ihnen selber. Ich war das einzige Kind meines Vaters, der sich über das Unglück, keinen Sohn zu haben, damit tröstete, mich bei meiner früh entwickelten Körpergröße mit einiger Illusion wenigstens als Knaben betrachten zu können. Er erzog mich auch, wie er einen Sohn erzogen haben würde. Ich beritt mit ihm, dem Oberforstmeister dieses Landes, die Wälder, trug eine Büchse auf der Schulter, gab meiner weiblichen Kleidung einen möglichst jägerhaften Zuschnitt und schoß trotz einem wohlkonditionirten Jägerburschen. Ich ging auf meines Vaters Illusionen und Erziehungsweise um so lieber ein, als ich ihm, dem guten alten Manne, damit Freude machte, und als mich, bei meiner starken Kör-

perlichkeit und bei meiner Freude an der Natur, dieses Leben nicht die geringste Ueberwindung kostete. So sehr wurde ich zum Manne, daß man mir schon frühzeitig den Titel Fräulein Oberforstmeister gab, der mir bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Mit einem gewissen Stolze freute ich mich an meiner Männlichkeit, an meiner ausnahmsweise hohen Gestalt, ohne zu ahnen, daß jede Ausnahme von der Regel, besonders beim Weibe, früher oder später übel ausschlagen muß. Daß ich eine solche Ausnahme bildete, wurde ich erst gewahr, als ich mit meinen Freundinnen in das Alter trat, in welchem sich Mädchen eben als Mädchen zu fühlen beginnen. Sie hatten alles mögliche Vertrauen zu mir, ja mehr als das gewöhnliche, da sie sich bei mir wie unter einem besonderen und kräftigen Schutz befanden und unter meiner Hut Manches unternahmen und wagten, wozu ihnen ohne mich der Muth gefehlt hätte; aber wenn von rein mädchenhaften Dingen, z. B. von Toilette, von Tanzstunden und dergleichen die Rede war, wurde ich plötzlich zu einer Nebenperson, die zu Rathe zu ziehen Niemand eingefallen wäre. Da fing ich an, mich heranzudrängen, aber nur, um die Erfahrung zu machen, daß ich etwas Anderes als meine Freundinnen war und blieb. Bei der Tanzstunde mußte ich

immer den Herrn machen, und wenn man über die Toilette der Anderen stundenlange Berathungen hielt, so war man mit den Ansichten über die meinige sogleich fertig, als ob es im höchsten Grade gleichgültig wäre, welche Farbe oder welchen Schnitt ich wählte. Doch war ich nicht häßlich, aber ich war kein Mädchen, ich war eine Junge, und die Süßigkeit, sich als Schönheit gepriesen zu hören, empfand ich nur einmal, als ich, um meinen Freundinnen einen Scherz zu machen, die Kleider eines Vetters, der uns besuchte, anlegte. Damals brach man in große Lobeserhebungen aus, und die Freundinnen sprachen noch lange von dem reizenden Studenten, den sie in mir kennen gelernt hatten. Schlimmer wurden die Dinge, als wir in das Alter traten, in welchem Mädchenherzen schon um sich blicken und nach ihren Idealen zu suchen anfangen. Mit einem Male sah ich mich zur Vertrauten jedes geheimen Wunsches, jedes vorübergehenden Gefühles gemacht, wie eine Person, von der man keine Nebenbuhlerschaft fürchtet, die von jeder Konkurrenz ausgeschlossen ist. Rasch nach einander machte ich unzählige Erfahrungen, die mir alle zu sagen schienen, daß ich eigentlich ein ganz anderes Wesen sei und sehr verschieden von meinen Freundinnen, daß meine ausnahmsweise Gestalt in ihren Wirkungen eigentlich

dasselbe bedeute wie Häßlichkeit. Obwohl es mir noch kein besonderer Fall wünschenswerth machte, anmuthig, schön, liebenswürdig zu erscheinen, so drängte mich doch ein allgemeines weibliches Gefühl, mir das Recht zu erwerben, als ein Mädchen mit allen mädchenhaften Ansprüchen auftreten zu können. Ich überwachte mich; ich suchte Alles abzustreifen, was meine Erziehung des Männlichen noch meiner männlichen Gestalt hinzugefügt hatte; in der Angst, unweiblich zu erscheinen, wurde ich in Allem und Jedem noch schüchterner, als es das Alter mit sich brachte, und in der mehr oder weniger bewußten Besorgniß, von dem Glücke, zu gefallen und geliebt zu werden, überhaupt vom Glücke des Weibes ausgeschlossen zu sein, wurde meine Sehnsucht nach Allem, was junge Herzen anstreben, nur um so lebhafter und tiefer. Die Freundinnen fanden, daß ich mit einem Male sentimental wurde, und ich konnte sehr wohl bemerken, daß ihnen das einen komischen Eindruck machte: eine Mahnung mehr, was in mir vorging, sorglich zu verbergen, um zu meiner außergewöhnlichen Erscheinung nicht auch noch die Lächerlichkeit hinzuzufügen. Ja, ich fing zu glauben an, und dieser Glaube wurde mehr und mehr in mir befestigt, daß ich mich nur lächerlich machen würde, wenn ich wie andere Mädchen denken und fühlen,

träumen, hoffen und lieben wollte. Gekräftigt wurde diese Ueberzeugung in mir, als in meinem achtzehnten Jahre dieses Schnurrbärtchen zu sprossen anfing, das mir den Eindruck einer zwischen mir und meinem Geschlechte sich erhebenden Scheidewand machen mußte. Der Tag, an dem ich es mit Aufmerksamkeit im Spiegel betrachtete, zum zehnten Male betrachtete, ohne es wegleugnen zu können, dieser Tag war ein Tag großer Entschlüsse und schmerzlichster Entsagung. Ich nahm die Rolle an, die mir die Freundinnen anwiesen: ich war die Freundin, die Vertraute, nicht mehr die Gleichberechtigte. Ich fügte mich der „göttlichen Ungerechtigkeit der Natur" und glaubte, indem ich mich unterwarf, ein für allemal gesiegt zu haben. Ich wußte nicht, daß ich ein liebebedürftiges Herz hatte, wie nur irgend ein gefühlvolles Mädchen, und ich bedachte nicht, daß ich meine Entschlüsse und Entsagungen nur erst mit dem Gedanken, in der Theorie durchgemacht und daß ich in der Wirklichkeit noch nicht auf die Probe gestellt worden.

Diese Probe ließ so lange auf sich warten, daß ich ganz und gar in Sicherheit gewiegt wurde, bis ich durch einen Mann, von dem man es am wenigsten hätte erwarten sollen, aus meiner Ruhe und dem

armen Frieden der Entsagung herausgerissen wurde. Dieser Mann, lieber Oskar, — dieser Mann war Ihr Vater. Ich war bereits zwanzig Jahre alt, als er in das Haus des Gutsbesitzers von Senneberg eintrat, und ich lernte ihn gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft kennen, da wir mit der Senneberg'schen Familie innig befreundet waren und mehrere Nachmittage und Abende jeder Woche draußen auf ihrem Gute verbrachten. Die genannte Familie war überhaupt ein Mittelpunkt für die Alten wie für die Jungen der besten Häuser der Stadt wie der Umgegend. Ich sah Ihren Vater, der damals kaum die Universität verlassen hatte, und ich war von seinem sanften, milden Wesen gerührt; fast beneidete ich ihn darum, wie um seine zarte und schmächtige Gestalt, die mir weiblicher schien, als meine eigene. Bei seinem Anblick und je länger ich ihn beobachtete, sagte ich mir, daß ich entschieden mehr Mann als Weib sein müsse, da mir diese weibliche Erscheinung von Anfang an so viel Sympathie einflößte. Aber ich konnte bemerken, daß dieses bei allen Anderen ebenso der Fall war, wie bei mir, daß er nach wenigen Tagen der Anwesenheit schon im ganzen Hause von jedem Gliede der Familie herzlich geliebt war, und daß er bei sämmtlichen Besuchern, männlichen wie weiblichen, alten wie

jungen, denselben günstigen, herzgewinnenden Eindruck machte.

Lieber Oskar, es bedarf Ihnen gegenüber keiner Erklärung dieses Phänomens und keiner Schilderung seiner Erscheinung, doch muß ich sagen, daß Sie sich, um sich von Ihrem Vater in seinem vierundzwanzigsten Jahre eine richtige Vorstellung zu machen, zu seiner Liebenswürdigkeit, die er sich gewiß bis in seine letzte Stunde bewahrte, noch jenen Duft der Jugend hinzudenken müssen, jenen Blütenstaub, der, indem er die schönsten Eigenschaften verhüllt, sie nur noch erhöht. Jedermann mußte er als das Ideal eines Gelehrten erscheinen, als die Verkörperung, als der Vertreter jener schönen, durch Bildung und Wissen geadelten Menschlichkeit. Aus jedem seiner Worte, ja aus jeder Bewegung sprach die Milde des künftigen Weisen, die jede Rohheit entwaffnet und von Pedanterie, wie von eingebildetem Bewußtsein des eigenen Werthes gleich sehr entfernt war. Auffallend war es, wie sämmtliche Männer des Kreises, bei aller Schüchternheit seines Wesens, bei aller Zartheit seiner äußeren Erscheinung, doch von Anfang an die vollkommene Männlichkeit seines Charakters, an Muth, Kraft und Energie seiner Seele glaubten.

„Er war bald der Mittelpunkt des ganzen Kreises,

als ein lebendiger Beweis, wie höhere Intelligenz, eine höhere Natur ohne die geringsten Ansprüche bei aller Bescheidenheit und unwillkürlich auf den Schild gehoben wird, wenn sich nicht gerade Rohheit oder Gemeinheit absichtlich widersetzt. Und dieses war in unserem Kreise nicht der Fall. Besonders war es die jüngere Welt, die sich gerne um ihn schaarte, seinen Worten horchte, seine milde Atmosphäre auf sich wirken ließ. Zu den Freunden des Senneberg'schen Hauses gehörte auch der Superintendent und mit ihm seine Tochter, meine Freundin Karoline, Ihre Mutter, die um zwei Jahre jünger war als ich, und der gegenüber ich besonders gerne die Beschützerin und vertraute ältere Freundin machte. Sie vertraute mir Alles an, und ich hatte vor ihr kein anderes Geheimniß, als jenes große meiner Resignation und meiner Entschlüsse, die ich in Bezug auf Lieben und Geliebtwerden gefaßt hatte, Entschlüsse, die ich in jener Zeit nach und nach zu vergessen begann.

Wilhelm Volker, so sagte ich mir, sei ein Mann wie für mich geschaffen; zu fein, um sich mit den rauhen Nothwendigkeiten des Lebens zu schlagen, bedürfe er einer Frau von härterem Stoffe, die diesen Kampf übernehme und jeden rauhen Anprall des Lebens von ihm fern halte. Aber kaum hatte ich mir das gesagt, als ich

mir jedesmal selber hinzufügen mußte, wie komisch ich, die Riesin, mich gerade neben einem solchen Manne ausnehmen müßte, wie ich geradezu eine gewisse Lächerlichkeit auf ihn, den geliebten Mann, werfen würde. Solche hoffnungsreiche und entmuthigende Reflexionen hatten sich längst in mir eingebürgert, ja, ich stand zu dem jungen Hofmeister in gewissen bedeutenderen Beziehungen, als noch kein Mensch ahnte, was in mir vorging, wahrscheinlich, weil es nie Jemandem einfiel, daß ich überhaupt wie ein anderes Mädchen lieben könne, und weil gerade meine Liebe zu Wilhelm Volker Jedermann zu unnatürlich geschienen hätte, um überhaupt als möglich vorausgesetzt oder errathen werden zu können. Diese bedeutenderen Beziehungen waren weder in einem Geständniß Volker's, noch in einer Ahnung meiner Gefühle für ihn oder in etwas dergleichen begründet, sondern in einem Ereigniß, das ihm ganz unbekannt war, also nur für mich Bedeutung hatte.

Herr von Senneberg veranstaltete eines Tages auf seinem Gute eine große Jagd; es verstand sich von selbst, daß mein Vater Theil nahm, und ich ging mit, weil ich wußte, daß Volker dabei war. Er war kein Jäger und hatte, wie er sich ausdrückte, nie ein armes Wild getödtet, und er fühlte auch nicht das

Bedürfniß, dergleichen zu thun; aber er ließ sich zur Theilnahme an der Jagd überreden, weil die Männer ihn in ihrer Gesellschaft haben wollten, und weil er selbst dergleichen mit anzusehen wünschte. Ich, die ich mit dem Gedanken an Jagd niemals den Gedanken an Gefahr verbunden, konnte jetzt, da Volker seinen ersten Jagdausflug machte, an nichts Anderes denken, als an alle traurigen Möglichkeiten eines solchen Vergnügens, und mehr noch, um für alle Fälle in der Nähe, als um in seiner Gesellschaft zu sein, nahm ich wieder an einem Vergnügen Theil, von dem ich mich seit lange zurückgezogen hatte. Es war eine Treibjagd. Der alte Förster stellte Volker an einer Stelle des Waldesrandes auf, wo, wie er versicherte, der Hirsch gewiß nicht hervorbrechen werde. Ich wählte mir meinen Standort selber und stellte mich hinter einer Hecke auf, von der aus ich Volker immer im Auge behalten konnte. Ich sah, wie er an den Baum gelehnt in den Wald hinein blickte, sich mehr und mehr in den Anblick versenkte und offenbar nach kurzer Zeit an alles Andere, nur nicht an die Jagd dachte. Er stand kaum zwanzig Minuten, als er schon die Büchse an den Baum lehnte und die Moose und Flechten am Fuße desselben zu betrachten anfing, und bald saß er wie ein beschaulicher Spaziergänger oder nachdenklicher

Naturforscher da. Mein Waidmannsgefühl war bei diesem Anblick nicht im Geringsten empört; diese ruhige Beschaulichkeit, diese Freude an der Natur paßte zu seinem ganzen Wesen viel besser, als das „still und wilde“ Lauern des Jägers. Er erwachte erst, als am Ende der Lichtung, die ihm zur Seite lag, sich ein plötzliches Krachen und Brechen hören ließ. Trotz der Vorhersagung des alten Försters kam ein Reh gerade an dieser Stelle hervor, und Volker, in der Erinnerung an sein heutiges Geschäft, griff zur Büchse und legte an; das Reh kam an ihn heran und zwar so nahe an ihn heran, daß ich mich schon freute, ihn, den Novizen, als Sieger mit reicher Beute heimkehren zu sehen. Aber er drückte nicht los, er stellte die Büchse wieder hin und freute sich offenbar an dem Anblick des Thieres. Er schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte, es sei nicht seine Sache, ein solches Thier zu tödten. Das Reh hielt auch in seiner Flucht inne und betrachtete ihn verwundert. Da mochte in Volker die Besorgniß aufgestiegen sein, daß irgend ein anderer Jäger auf das Thier feuern könnte, und er that einige Schritte vorwärts und scheuchte es mit Rufen und Armbewegungen weiter, bis er es zu seiner Genugthuung außer der Schußweite der anderen Jäger und in Sicherheit sah. Während dieser Beschäftigung,

die ihn ganz einzunehmen schien, bemerkte er nicht, daß beinahe an derselben Stelle, an der das Reh hervorgekommen war, jetzt ein gewaltiger Vierzehnender hervorbrach, der denselben Weg verfolgte und nur einen Augenblick stutzte, als er einen Jäger vor sich sah. Entschlossen, sich seinen Weg zu bahnen, neigte er sein Geweih und stürzte, wie mit eingelegter Lanze, auf Volker los, der erst im letzten Augenblicke und da der Hirsch unmittelbar vor ihm zusammenstürzte, die große Gefahr bemerkte, in der er geschwebt hatte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, lieber Oskar, wie glücklich ich mich fühlte, ihn gerettet zu haben. Daß ich es war, die den rettenden Schuß gethan, hat er und Niemand je erfahren. Ich bewog einen Jägerburschen meines Vaters, der nicht ferne von mir stand, sich für den Urheber jenes Schusses gelten zu lassen und die zahlreichen Trinkgelder einzukassiren, die ihm am Abend jenes Tages von sämmtlichen Herren für die rettende That gespendet wurden. Um wie viel näher fühlte ich mich dem geliebten Menschen, seit ich wußte, daß ich etwas für ihn gethan, daß ich in seinem Leben etwas zu bedeuten hatte. Er freilich, der weder von meinen Gefühlen für ihn, noch von meiner That eine Ahnung hatte, empfand sich mir nicht um einen Schritt näher gebracht, und ich ver-

schmähte es, ihn durch eine Verpflichtung an mich zu knüpfen.

Ich sah ein, daß ich mich mit jenem Bewußtsein begnügen mußte, als eines Tages meine Freundin Karoline bei mir eintrat, sich an mein Herz warf und mir gestand, daß sie Volker liebe und alle Hoffnung habe, von ihm wieder geliebt zu werden. Ich war also wieder die Vertraute und ich konnte es bei dem Gedanken nicht über ein bitteres Lächeln hinausbringen trotz aller Freundschaft, die ich für Karoline hatte. Ich liebte das holde, sinnige Geschöpf, wie man nur eine jüngere Schwester lieben kann, ich hätte, um sie glücklich zu machen, gerne manche Mühen übernommen und manches Opfer gebracht: nunmehr aber war sie meine Rivalin, und zwar eine Rivalin, von der ich mir alles Ernstes sagen mußte, daß sie gefährlich war, daß sie für meinen Geliebten wie geschaffen war. Der ewige Richter wird es mir verzeihen, daß sich damals mein Herz mit Bitterkeit füllte, daß ich neidisch wurde, daß ich das liebe, gute, unschuldige Mädchen, während sie mir ihr Herz öffnete, manchmal mit Blicken des Hasses betrachtete; daß ich manches Mal vor Ingrimm hätte aufschreien können, wenn sie mit Eifersucht, mit Besorgniß von dieser oder jener Freundin sprach, und

es ihr niemals einfiel, auf mich auch nur einen Augenblick lang eifersüchtig zu sein. ‚Sieh,‘ sagte sie einmal, ‚ich habe keinen Bruder; wenn ich mit Dir spreche, denke ich mir, daß ich so mit einem geliebten Bruder sprechen würde.‘ Damit war ich gerichtet, aber auch gerettet. Karoline brachte mich mit diesem Worte wieder zu mir selber. Freilich sagte ich mir, daß ein Mensch, unausgestattet mit den Mitteln, seine Bestimmung zu erfüllen, eigentlich nicht lebe und ebensowenig Ursache als Recht zum Leben habe; daß ein Weib ohne weiblichen Reiz sich ganz und gar in diesem Falle befinde, — und mein Leben schien mir eitel und öde, und es wegzuwerfen hätte mich damals keine große Ueberwindung gekostet. Ja, ich trug mich sogar eine Zeit lang mit solchen Gedanken; aber ich war das einzige Kind eines guten Vaters und im Grunde weit entfernt von jeder wertherischen Weichheit und Empfindsamkeit.

„Gewiß, ich konnte herzlich lieben und auch herzlich unglücklich sein; aber jedes Gefühl, selbst das traurigste, trägt bei gesunden Naturen mehr zur Erhebung, als zur Minderung der Lebenskraft bei, und je länger jener Kampf in mir dauerte, je inniger meine Liebe zu Volker wurde, desto kräftiger, ja desto heiterer fühlte ich mich werden. Ich brachte es dahin,

daß ich am Glücke meiner Freundin, wie es sich in dem Maße, als sie sich der Neigung Volker's versicherte, vor mir entfaltete, endlich eine gewisse Freude empfand, wie beim Anblick eines schönen Schauspieles. Meine Entsagung, meine Selbstverleugnung gedieh so weit, daß ich mit Aufrichtigkeit ihre beiden Hände in einander gelegt hätte, wenn es mir nur gegönnt gewesen wäre, ein kleines Stückchen, einen vorübergehenden Moment von Glück für mich zu retten, zu rauben oder zu stehlen, je nachdem es das Schicksal gestattete.

„Das sollte mir werden, und daß es mir wurde, das danke ich meinem Muthe; und daß ich, um es zu erreichen, so Vieles gewagt und eingesetzt habe, das gereicht mir noch heute zur Genugthuung, als hätte ich eine große Pflicht gegen mich selber erfüllt. Und wenn ich es recht bedenke, so habe ich das auch gethan, indem ich in der That meinem Leben eine schöne Episode und auf Jahre hinaus einen reichen geistigen Inhalt erobert habe."

Fräulein Emmerich unterbrach sich hier, stützte den Kopf in die Hand und schien sich in alte Erinnerungen zu versenken. Nach einiger Zeit blickte sie wieder auf, legte beide Arme auf den Tisch, neigte sich zu mir herüber und fragte in etwas leiserem

Tone: „Hat Ihnen Ihr Vater jemals von einem Oskar Emmerich gesprochen?“

„Gewiß,“ sagte ich, „und immer mit großer Herzlichkeit, und oft hörte ich ihn sein Bedauern aussprechen, daß ihm dieser vortreffliche Freund in Amerika verschollen sei. Noch in seiner letzten Lebenszeit äußerte er den Wunsch, vor seinem Tode etwas über Oskar Emmerich's Schicksale zu erfahren.“

Fräulein Emmerich lächelte gerührt und sagte dann, indem sie meine Hand faßte und drückte: „Dieser Oskar Emmerich bin ich.“

„Sind Sie?“

„Bin ich selber, — hören Sie. Ihr Vater war bereits zwei Jahre im Senneberg'schen Hause, das Verhältniß zwischen ihm und Ihrer Mutter war kein Geheimniß mehr, sie liebten einander herzlich und wurden von dem ganzen Kreise als Verlobte betrachtet. Die öffentliche Erklärung sollte in nächster Zeit stattfinden, wenn Volker das Haus verlassen und auf die Universität zurückkehren würde. Ich hatte Eile, wenn ich das Stückchen Glück, das ich für mich träumte, noch erhaschen wollte. Meine Ideale waren bereits zu dem Wunsche zusammengeschrumpft, nur kurze Zeit, und wären es nur wenige Tage, in einem intimen, innigen Umgang mit ihm leben zu können; ich wollte

dann zufrieden sein; ich nahm mir mit festestem Willen vor, dann nicht mehr mit dem Schicksal zu hadern, und das Glück, das mir das Leben schuldete, als für immer abgetragen zu betrachten. Mein Entschluß war bald gefaßt, denn in dem Drang der Umstände schreckte mich selbst das abenteuerlichste Unternehmen nicht zurück.

„Volker sollte, bevor er das Senneberg'sche Haus verließ, seine beiden Zöglinge zu Anverwandten in die Gegend von Bonn begleiten und dann, die jungen Leute dort zurücklassend, eine Rheinreise machen, bevor er sich auf die Universität begab und aufs Neue fesselte. Meines Vaters Bruder wohnte im Nassauischen, und es war längst verabredet, daß ich einen Theil des Sommers daselbst zubringen sollte. Dahin eilte ich ungefähr einen Monat vor Volker's Abreise, und als diese endlich stattgefunden, wurde ich von Ihrer Mutter, die mit ihm briefwechselte, und deren Vertraute ich war, aufs Genaueste unterrichtet, wo er sich eben befand und wohin er seine Schritte lenkte. Wie er sich nun, am Rheine hinwandernd, meinem Aufenthalte näherte, nahm ich Abschied von den Anverwandten unter dem Vorwande, jenseits des Rheines gewisse gute Freunde meines Vaters besuchen zu wollen. Man war nicht gewohnt, mich wie ein Mäd-

chen zu behandeln. Wie ich allein gekommen war, so ließ man mich auch allein abreisen, und ich reiste nicht ab, ohne meinem Vetter, der eben auf Ferien zu Hause war, einen ganzen Studentenanzug entwendet zu haben. In einer geschlossenen Postchaise, nachdem schon die Nacht angebrochen war, brachte ich die Metamorphose zu Stande, wechselte ich die Kleider, und als Student stieg ich in der Dunkelheit der Nacht im Gasthofe eines kleinen rheinischen Städtchens ab. Es gelang mir, mit Hülfe eines umgeschlagenen Mantels, so rasch aus dem Wagen in das Gasthaus zu springen, daß es selbst der Kutscher nicht bemerkte, daß er ein Fräulein eingenommen und einen Studenten aussetzte. Meine Haare hatte ich unter dem Vorwande, die damalige Mode mitmachen zu wollen, schon im Hause meiner Anverwandten ziemlich kurz geschnitten, und kaum auf der Stube angekommen, half ich noch mit der Scheere nach, so daß ich ihnen eine beinahe unstudentische Kürze gab. Wahrlich, es war kein kleines Opfer und es gehörte Muth dazu, sich als ein Mädchen, dem sein unweibliches Aussehen den größten Kummer bereitete, des einzigen Schmuckes zu berauben, den mir die Natur reichlich und in weiblicher Fülle gewährt hatte. Wie ich mich im Spiegel betrachtete, erschrack ich vor der Männlichkeit meines Aussehens,

wie sehr sie mir auch unter den gegebenen Verhältnissen dienlich war. Keinem Menschen wäre es eingefallen, daß ich nicht ein ächter zwanzigjähriger Student war. Dennoch suchte und forschte ich, wie ich mich vor Volker noch unkenntlicher machen konnte, und ich fand, daß mein Schnurrbärtchen ein gar charakteristisches Merkmal meines Gesichtes war und, sonderbar genug, erkannte ich es als Nothwendigkeit, um ganz und gar zu täuschen, dieses männliche Abzeichen von meiner Lippe zu entfernen. Wahrlich, das war nicht das geringste Opfer, das ich meiner Liebe brachte, da ich wohl wußte, daß dieser männliche Schmuck nach der Operation viel stärker zum Vorschein kommen müsse.

„Mit dem Frühesten machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Ich bemerkte zu meiner größten Genugthuung, daß ich von allen Begegnenden, selbst von solchen, die mich länger beobachten konnten, für einen wirklichen und wahrhaftigen Studenten gehalten wurde. So ging ich denn muthig beinahe den ganzen Tag am Ufer des Rheines, auf jener Strecke hin und her, auf welcher ich Volker an diesem Tage begegnen sollte. Endlich sah ich ihn mit seinem ruhigen, gelassenen Schritte aus der Ferne einherkommen. Mir pochte das Herz, und ein Schwindel ergriff mich, daß ich

mich an einen Baum lehnen mußte und unfähig war, einen Schritt weiter zu thun. Wie groß mein Muth bis zu diesem Augenblick gewesen, so wäre ich doch jetzt, da der entscheidende Augenblick nahte, am liebsten weit fortgeflohen, wenn ich nur meine Füße hätte regen können. Mit Zittern, ja mit Entsetzen sah ich ihn immer näher kommen, und als er auf mich zutrat, wandte ich das Gesicht ab, entschlossen, ihn vorübergehen zu lassen und das ganze Abenteuer aufzugeben. Er aber hatte bemerkt, wie ich am ganzen Leibe zitterte und wie ich mich, um nicht zu fallen, am Baume festhielt.

„‚Sind Sie unwohl?'" fragte er, indem er bei mir stehen blieb. Ich antwortete nicht. Er versuchte, mir ins Gesicht zu sehen; ich wandte es nach einer anderen Seite, während meine Angst und mein Zittern zunahmen. Mitleidig warf er Stock und Reisesack bei Seite und faßte mich unter den Arm, um mich einer nicht fernen Bank an der Chaussee entgegenzuführen. Auf dem Wege dahin bemerkte ich sehr wohl, wie er, als er mir mitleidig und besorgt ins Gesicht sah, überrascht zusammenfuhr. Doch sagte er nichts und setzte sich ruhig neben mich auf die Bank und fragte mich theilnehmend: ‚Sind Sie unwohl?'

Neben ihm auf der Bank sitzend, fühlte ich mich

überaus glücklich und kam mir der Muth wieder zurück, um meine Unternehmung zu Ende zu führen. ‚Es ist nichts,‘ sagte ich mit entschiedener Stimme; ‚ich habe gestern Abend mit einigen Komilitonen des Guten etwas zu viel gethan und heute Morgen bin ich zu früh aufgebrochen; das ist Alles.‘

„Ihr Vater lachte laut auf und sagte, immer lachend: ‚Verzeihen Sie, daß ich Ihren Worten so antworte, es ist mir aber sehr komisch, Sie so sprechen zu hören, da ich ein gewisses Fräulein meiner Bekanntschaft zu hören glaube, mit der Sie eine ganz erstaunliche, eine wahrhaft doppelgängerische Aehnlichkeit haben.‘

„‚O,‘ rief ich, ihn unterbrechend, ‚Sie meinen gewiß meine Kousine, Fräulein Emmerich aus . . .‘

„‚Richtig,‘ bestätigte er. — ‚Sie sind also der Vetter, von dem sie mir gesprochen und von dessen erstaunlicher Aehnlichkeit mit ihr sie mir ebenfalls erzählt hat.‘

„Darauf theilte er mir mit, daß er Fräulein Emmerich sehr wohl kenne, ja, daß er zu ihr durch eine andere ihm theure Person in einem gewissen nahen Verhältnisse stehe, und so sprechend wanderten wir schon neben einander wie alte Bekannte einher, und bald war es ausgemacht, daß wir zusammen bleiben wollten, da wir beide denselben Zweck hatten,

eben nur durch die Schönheiten des Rheinthales und seiner Nebenthäler hinzuschlendern. Volker versicherte mich, daß er sich in meiner Gesellschaft so wohl fühle, als wäre er mit einem alten Bekannten, denn meine Aehnlichkeit mit Fräulein Emmerich erstrecke sich bis auf meine Stimme, und er glaube manches Mal, das gute Mädchen selbst zu hören, nur sei ich etwas kleiner als sie. Er sagte das Alles so treuherzig und wahrhaftig, daß ich mich ganz beruhigt und in meiner Rolle sicher fühlte. Schon der erste Vormittag brachte mir manche süße Empfindung, denn Volker vergaß es nicht, daß er mich unwohl angetroffen hatte und war durch mehrere Stunden immer voll Aufmerksamkeit um mich beschäftigt, bis er sich von meiner gänzlichen Wiedergenesung überzeugt hatte. Aber damit, daß er mich so treuherzig für meinen Vetter Oskar Emmerich annahm, waren meine Besorgnisse doch noch nicht ganz zerstreut. Mußte er, wenn ich länger in seiner Gesellschaft blieb, im Laufe eines ungestörten Dialogs zweier Wanderer nicht merken, wie schlecht es mit dem Wissen des jungen Studenten bestellt war? In der That entging es ihm nicht, wie oft mich manche seiner Reden, die ich nicht beantworten konnte, in Verlegenheit brachte. In solchen Fällen aber kam mir seine Güte und Nachsicht zu Hülfe, und anstatt

mißtrauisch zu werden, wurde er desto mittheilsamer und freundlicher und hatte offenbar Mitleid mit dem jungen Menschen, der seine Zeit bis hieher so wenig benützt hatte, und aus dem besorgten Krankenpfleger der ersten Stunden wurde er mein Lehrer, aber auf eine Weise, welche die Absicht verbergen sollte. Wie gerne hörte ich ihm zu und lauschte ich den Rathschlägen, die er mir für meine künftigen Studienjahre mitgab. Meine Aufmersamkeit rührte ihn; er mochte sich sagen, daß er vielleicht nicht ohne guten Einfluß auf das bisher leichtsinnige junge Blut sein könnte, und er lud mich ein, so lange als möglich in seiner Gesellschaft zu bleiben. Wie gerne folgte ich dieser Einladung, und so, mit einem Worte, wanderten wir fünf Tage lang mit einander am Rhein hinauf.

Erwarten Sie keine Abenteuer, keine Verwicklungen, keine Verlegenheiten, wie sie sich bei einer solchen Wanderung allerdings mit Wahrscheinlichkeit erwarten lassen. Das eben ist das Schöne dieser Erinnerung, daß diese wenigen Tage so rein, so klar, so einfach dahinflossen, — so abenteuerlos, als eine Wanderung zwischen einem lieben, guten Lehrer und einem aufmerksamen, hingebenden Zögling dahinfließen kann. Schon am Abend des ersten Tages, in einer Laube am Ufer sitzend, tranken Wilhelm Volker und Oskar

Emmerich das herzlichste Smollis, und solche Momente, wie wir dort in einer Laube zusammen saßen, hier auf der Höhe eines Berges, im Schatten eines Baumes ausruhten, auch wohl singend durch den Wald hinwanderten, solche Momente leuchten mir wie besonders glänzende Lichtpunkte aus jenen Tagen; solche Augenblicke waren äußerlich wie innerlich die bedeutendsten der ganzen schönen Episode meines Lebens. Ich hatte, was ich gewünscht, und am Ende der fünf Tage hatte ich mehr erreicht, als ich von dem Wagniß dieser Reise gehofft. Volker war mir ein warmer, ein guter Freund geworden; in Rüdesheim nahm er mit Thränen in den Augen Abschied, und indem er mich immer wieder ans Herz drückte und küßte, versicherte er mich, daß er dieser Tage sein Leben lang mit Freuden und mit Dankbarkeit gegen mich gedenken werde. So, von ihm geherzt und geküßt, fühlte ich mich so selig, daß für den Gedanken des Abschiedes, des ewigen Abschiedes von meinem Glücke kein Raum in mir übrig war. Ich hatte übrigens für die Zukunft gesorgt. Ein Briefwechsel war verabredet, und ich selbst, das ist Fräulein Oberforstmeister, sollte die Vermittlerin der Briefe sein, da für die nächste Zukunft weder der Aufenthalt Volkers, noch der Oskar Emmerich's fest bestimmt war, Fräu-

lein Emmerich aber als seßhafte Person, als Kousine des einen und als Freundin des anderen Korrespondenten, eine sichere Vermittlerin abgab.

„Als Mädchen kehrte ich wieder zu meinen Verwandten zurück, bei denen ich noch mehrere Wochen blieb, um meinen Haaren Zeit zu einigem Wachsthume zu lassen. Meine Heimath, die ich erst spät im Herbste wiedersah, fand ich öde und leer; Volker hatte sie verlassen, und Ihre Mutter war ihm bereits nachgefolgt. War ich deßhalb unglücklich? Nein, nicht im Geringsten. Ich hatte mein Geheimniß, ich hatte meine Erinnerungen, ich hatte meine Studien.

Ja, meine Studien, meine Bücher und Arbeiten, denn meine ganze Lebensweise schuf ich sogleich nach meiner Rückkehr um, um ein Oskar Emmerich zu werden, der würdig sei, mit Volker zu korrespondiren, und der mit diesem Gegenstände besprechen könne, die ihn interessiren.

So wurde aus dem ehemaligen Jägerburschen, der ich gewesen, ein wahrhafter Stubenhocker. Jeder Brief, den ich von Volker erhielt, war eine mächtige Aufmunterung zu weiterer Arbeit und im Lauf der Jahre brachte ich es sogar dahin, ihm nützlich sein zu können. Mein Vater starb, und ich lebte schon in meinem vierundzwanzigsten Jahre so allein und un=

abhängig in diesem Hause wie jetzt. Wenn nun Ihr Vater in einem seiner Briefe an Oskar eine Sehnsucht nach dem oder jenem Dokument in dieser oder jener Stadt, die er als armer Professor nicht erreichen konnte, aussprach, was hinderte mich, die Reise zu machen und ihm das Ersehnte zu verschaffen, ihm Kopieen oder Auszüge machen zu lassen oder sogar selber zu machen? So unternahm ich die verschiedensten Reisen, von denen auch Niemand geahnt hat, welchen Zweck sie hatten. Der eigentliche Zweck war, einen jener dankbaren Briefe zu erhalten, wie sie dann Ihr Vater an seinen lieben Freund Oskar Emmerich zu schreiben pflegte.

„So vergingen Jahre. Den ganzen Inhalt meines Lebens bildete das Bewußtsein, von dem Manne, den ich liebte, wenn auch unter einer Maske, als ein theurer Freund geliebt zu werden. Sie sehen ein, daß ein solches Verhältniß, bei dem eine periodische Auffrischung durch persönliche Berührung nicht möglich war, auch nicht immer dauern konnte. Ihres Vaters Arbeiten nahmen eine Richtung, bei der ich ihm nicht mehr förderlich sein konnte: seine Beschäftigungen häuften sich, und er schrieb selten; ich selbst hielt mit meinen Briefen mehr und mehr zurück in dem Maße, als ich fühlte, wie ich ihm mit der Zeit immer

weniger bieten konnte. In der Besorgniß, unsere Korrespondenz könnte sich in bloße Förmlichkeit und Gewohnheit verlaufen, machte ich ihr selber ein Ende, indem ich als Oskar Emmerich nach Amerika auswanderte und mich meinem Freunde noch in der Blüte unserer Freundschaft verschwinden ließ. Ich hatte mir doch Jahre des Glückes verschafft, ich hatte den Mann, den ich liebte, ohne daß er es wußte, doch an mich gefesselt, ohne die Freundin verrathen zu haben; ich hatte das Bewußtsein, ihm nützlich gewesen zu sein und mich für alle Zukunft in seinem Herzen so eingebürgert zu haben, daß er nur mit Freude an mich denken konnte. Was wollte ich mehr? Ich war zufrieden und meinem Altjungferthume ging ich mit Heiterkeit entgegen.

„Und nun, lieber Oskar, der Sie nach mir heißen, den der Vater aus Liebe zu mir so getauft hat, — nun Sie wissen, was mir Ihr Vater war, durch welche Gefühle, durch welche Geheimnisse mein Leben unauflöslich an das seinige geknüpft war, — werden Sie sich bedenken, sich von mir die Wege zu Ihrem Glücke bahnen zu lassen? — Werden Sie sich bedenken, mein Sohn und Erbe werden zu wollen?"

Anstatt aller Antwort drückte ich meine Lippen auf die Hand, die sie mir darreichte. Und sie war

die Begründerin unseres Glückes, meines und Sabinens, und sie war dessen froher Zeuge bis zu ihrem Tode.

So wirkt die Liebe beglückend auf künftige Geschlechter. Wahrlich, eine der schönsten Erbschaften, die mir mein Vater hinterlassen, war jene Liebe des guten, vortrefflichen Fräuleins Oberforstmeister.

Die Gypsfigur.

Wem es an Golde fehlt, der muß sich mit Kupfer begnügen, und wer seine Stube nicht mit Bronce und Marmor schmücken kann, muß sich an Gyps erfreuen. Wir Modernen haben unsere Hausgötter ganz wie die Alten, und wie vielen Menschen ist es heutzutage religiöses Bedürfniß, sich z. B. mit den Büsten oder Statuetten ihrer Lieblingsdichter zu umgeben, und um diese in würdige Gesellschaft zu bringen, in die Gesellschaft des Ideals, fügt man ihnen nach und nach, je nach Geschmack, Vorliebe und Mitteln eine kleine Versammlung von Göttern bei. „Sie nahen, sie kommen die Himmlischen alle, mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle," selbst die Dachstube. Einziehen „Unsere liebe Frau von Milos," der Apoll von Belvedere, die schöne Euterpe, der liebliche Dornzieher, der Sclave Michel Angelos, und hat man einen Lessing auf dem Postamente stehen, den schönen

Lessing von Rietschel, so verfehlt man nicht unter ihn oder ihm gegenüber einen Laokoon aufzustellen. Wie gut haben wir es heute! Mit Hülfe weniger Thaler können wir solche Herzensbedürfnisse befriedigen. Es hat mich immer gerührt, wie Göthe in seiner italienischen Reise von seinen Ankäufen von Gypsabgüssen mit Andacht erzählt und mit einem Jubel, wie über große Entdeckungen oder Erwerbungen, und wie er sich an die Ankunft des ersten italienischen Gypsfigurenhändlers in Frankfurt, wie an ein großes Ereigniß erinnert, das ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Er hätte es eher verdient, als die ganze praktische neue Generation, die nach ihm kam, sich mit Leichtigkeit an den Reproduktionen großer Kunstwerke zu erfreuen, wie sie uns heute in Gyps, gebrannter Erde, nachgeahmtem Marmor und durch die Photographie so häufig und so billig geliefert werden. Was mich betrifft, so gehörte es, so oft ich mir eine kleine Wohnung einrichtete, zu meinen ersten Sorgen, mich mit einem Gipsfigurenhändler in Verbindung zu setzen, der meine ersten Bedürfnisse befriedigte, die öden Wände meiner Chambre garnie belebte, und von Zeit zu Zeit, wie es seine Formen und meine Finanzen gestatteten, Einzelnes nachlieferte. Da ich nun aber durch viele Jahre von Stadt zu Stadt zog und die gebrechlichen Laren

und Penaten nicht mitführen konnte, ergab es sich mit der Zeit, daß ich in den verschiedensten Städten unter den Gypsfigurenhändlern und Gypsgießern zahlreiche Bekannte und Freunde hatte.

In Paris wandte ich mich nicht an die prächtigen Kunstmagazine auf den Boulevards und in der Rue de Seine, sondern an eine obskure Werkstatt in einem Hinterhause, der entfernten Rue de l'Enfer, weit hinter dem Luxemburg. Daran war nicht die Zwietracht schuld, in welchem gewöhnlich mein Finanzminster mit meinem Kultusminister lebte, sondern die auffallende Schönheit eines siebzehnjährigen Italieners, der so schön war, wie die schönsten Götter und Heroen, die er auf seinem Brette über dem Kopfe balancirte und der mich in diese neuentdeckten Gegenden der Hauptstadt in die Werkstatt seines Vaters, des Gypsgießers, verlockte. Dieser, Signor Tomaso, ein Florentiner, war froh, Kunden zu finden und empfing mich mit großer Zuvorkommenheit. Da ich in der Nähe, nicht ferne vom Pantheon, öfter zu thun hatte, kehrte ich gleich zu Anfang der neuen Bekanntschaft zu wiederholten Malen um so lieber zurück, als mir Tomaso, der, nebenbei gesagt, seinem Sohne an Schönheit nichts nachgab, trotz einem Alter von beinahe sechzig Jahren, den Eindruck, nicht eines Gypsgießers, sondern eines

Künstlers machte, ich von ihm in manches Geheimniß seines Handwerks eingeweiht und außerdem über den geheimnißvollen Reiz des einen und des andern Kunstwerkes aufgeklärt wurde. Ich kannte damals Italien nur sehr oberflächlich; desto interessanter war es mir, durch sein kluges und verständnißvolles Wort, Ersatz zu finden für das, was den Kopien, nach seiner Beschreibung, neben den Originalen fehlte. Ich war bald so vertraut im Atelier, daß ich in seiner Waare kramen und Alles besichtigen konnte nach Belieben; selbst die Statuen, die in Papier oder Leinwand gewickelt dastanden, durfte ich enthüllen.

So kramte ich wieder eines Tages, als ich an eine verhüllte Büste kam, die ich bis jetzt, des gleichen Fußes wegen, für eine Wiederholung der neben ihr stehenden Dione gehalten hatte, die sich mir aber jetzt, durch eine zufällige Verschiebung der Leinwand, als etwas Anderes verrieth. Ich sah ein Stück eines wunderbar schönen Profiles, das mir sofort einen individuelleren Eindruck machte, als sämmtliche antiken Gesichter ringsumher. Hastig, als ob ich eine große Entdeckung gemacht hätte, als ob ich bei einer Ausgrabung dieses Profil mit dem Spaten enthüllt hätte, riß ich, während Signor Tomaso, fern von mir nahe der Thür arbeitete, die Leinwand ab und eine der herrlichsten Büsten stand vor mir, ein Mädchen-

gesicht, das nichts mit den andern Köpfen der ganzen plastischen Versammlung gemein hatte und doch so schön war, wie das schönste unter diesen idealen Gesichtern. Auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß man hier keine Kopie einer Antike vor sich hatte; bei aller regelmäßigen und idealen Schönheit kündigte sich dieser Kopf sogleich als Porträt, und zwar als modernes Porträt an. Es stellte ein eben zur vollen Blüthe gelangtes Mädchen bis an den Gürtel dar; die schwellende jungfräuliche Brust war nur halb und von einer leichten Draperie bedeckt. Trotzdem war sie in vollster Harmonie mit dem unschuldig und schamhaft lächelnden Munde, und wieder war zwischen diesem und dem gedankenvoll und melancholisch blickenden Auge, das traurige Räthsel zu durchschauen schien, nicht der geringste Widerspruch. Unschuld und Erkenntniß, jungfräuliche Verheißung, und reife Erfüllung paarten sich in diesem Werke, einem Kunstwerke des Künstlers, wie der Natur, ebenso harmonisch und einander ergänzend, wie die Regelmäßigkeit der schönen Linien mit den ganz und gar persönlichen Zügen, die so charakterisirt waren, als hätten sie vom Anfang der Schöpfung bis auf diesen Tag nur einer einzigen Person angehören können. Ich stand so verblüfft, so verwundert und bewundernd vor dieser neuen Erscheinung, daß ich

Signor Tomaso über Namen und Herkunft dieses mir ganz und gar unbekannten Kunstwerkes zu befragen vergaß. Es kam mir eben gar nicht auf Belehrung an, nur darauf kam es mir an, aus dieser Quelle der Schönheit so viel als möglich in großen Zügen in mich hineinzuschlürfen. Die Lust nach dem Besitze stellte sich natürlicher Weise bald ein und ich hob die Büste auf meinen Arm und hielt sie mit der Hand, um sie nicht wieder loszulassen. So näherte ich mich dem Meister Tomaso, der an einer Form beschäftigt war und fragte nun: „Was kostet das?“

— Er sah freundlich auf, zog aber, als er die Büste in meinem Arm erblickte, plötzlich die Augenbraunen zusammen, und ehe ich mich dessen versah, hatte er mir sie wieder entrissen und mit ihr dem Hintergrunde des Ateliers rasch entgegenschreitend, antwortete er mir auf die barscheste Weise: „Diese Büste ist nicht zu verkaufen.“

Er stellte sie nieder auf ihren vorigen Platz, machte Anstalt, sie aufs Neue zu verhüllen, besann sich aber, warf die Leinwand nur so über ihren Kopf und trug sie in ein anstoßendes kleines Zimmer, in welchem sein Bett stand und dessen Thüre er so gewaltig zuschlug, daß sämmtliche Gypsfiguren erzitterten. Tomaso hatte mir bis jetzt so viel florentinische Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt, daß ich über dieses barsche Wesen

doppelt erstaunt war. Ich wollte ihn darüber befragen, von ihm eine Erklärung verlangen — da er aber nicht wieder kam und in seiner Stube verschlossen blieb, sagte ich mir, daß ich höchstwahrscheinlich irgend eine schmerzliche Saite in der Seele dieses Handwerkers, die ich als eine Künstlerseele kannte, berührt habe, und mich errinnernd, wie rasch bei meiner Frage und beim Anblick der Büste seine Stirne sich verfinsterte und mit Schmerz und Zorn zugleich überzog, war es mir, als hätte ich im Gegentheile ihm etwas abzubitten. Sein Sohn Niccolo, bei dem ich vielleicht über das plötzliche Aufwallen seines Vaters, wie über die Büste hätte Auskunft erhalten können, war, wie gewöhnlich, abwesend, und so ging ich, selber nicht wissend, ob ich bald wieder kehren oder, beleidigt durch das Benehmen Tomaso's, ausbleiben solle.

Dieser Zweifel hielt lange nach in mir. Die Büste mit ihrer unendlichen Schönheit hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht, und nun ich sie nicht besitzen sollte, wurde mein Wunsch nach ihr geradezu zur Sehnsucht, und ich begriff, wie man sich beim ersten Anblick einer schönen Person verlieben könne, da mir das mit einer bloßen Gypsfigur begegnete. Wie bei einer wirklichen Liebe steigerte sich mein Wunsch nach Besitz gerade dadurch, daß sich gleich im ersten Augen=

blicke der Bekanntschaft ein Hinderniß erhob, und zwar ein unbekanntes, geheimnißvolles. Indessen konnte der Natur der Sache nach diese Leidenschaft, die eben nur in alten romantischen Geschichten den Helden unglücklich macht nicht lange währen, und da meine Stube bereits mit artistischem Bedarf sattsam ausgestattet war, kehrte ich auch in das Atelier, in dem ich das letzte Mal nicht sehr freundlich behandelt worden, nicht wieder zurück. Hätte ich Niccolo irgendwo in der Straße begegnet, ich würde ihn wohl ausgefragt haben; dieß geschah aber nicht, da er den Straßenhandel für einige Zeit aufgegeben hatte, um in einem öffentlichen Gebäude an den Ornamenten zu arbeiten — und so vergingen Wochen und verging der Wunsch nach der geheimnißvollen Gypsfigur, die es mir förmlich angethan hatte.

Aber eines Tages, als ich unter den Arkaden des Odeon an den Auslegekasten der Antiquare stand und Bücher musterte, sah ich Tomaso an mir vorüber und der Stadt entgegengehen. Halt, dachte ich, jetzt ist das Feld frei, vielleicht treffe ich Niccolo allein in der Werkstatt und kann ich die Büste wieder sehen und etwas über sie, und ihren Ursprung, wie über die Abneigung Tomaso's gegen den Verkauf derselben erfahren. Raschen Schrittes ging ich der Rue de l'Enfer entgegen und trat in das Atelier, in welchem ich wirk-

lich Niccolo an einer Form beschäftigt fand. Dieser hatte mir immer viel Zuneigung gezeigt und freute sich über das Wiedersehen nach so langer Trennung. Ich, der ich die Heimkehr des Vaters fürchtete, sprach ihm rasch meinen Wunsch aus, eine gewisse Büste zu sehen, deren Anblick mir sein Vater auf so eigenthümliche, beinahe kränkende Weise entzogen hätte. Er wußte sogleich, welche Büste ich meinte, stand aber doch eine Zeit lang unschlüssig, und ich fürchtete bereits, daß sich der Sohn ebenso benehmen werde, wie der Vater. Indessen wandte er sich doch nach einiger Zeit und ging in die Stube, um gleich darauf mit der Büste zurückzukehren, die noch gerade so in die Leinwand gehüllt war, wie sie Tomaso vor einigen Monaten fortgetragen hatte. Er enthüllte sie mit einiger Feierlichkeit und, wie ich wohl bemerken konnte, nicht ohne innere Bewegung, und als er sie auf einen Tisch vor mich hinstellte, betrachtete er sie mit nicht geringerer Aufmerksamkeit und Theilnahme, als ich selber, obwohl er sie doch seit lange kennen mußte. Was mich betrifft, so gefiel mir die Büste noch viel mehr als das erste Mal, und wurde der Wunsch, sie zu besitzen, ebenso lebhaft, ja noch viel lebhafter, als da ich sie entdeckte. Ich that, als wüßte ich nicht, daß sie nicht zu verkaufen war und fragte: „Was kostet sie? Ich nehme sie gleich mit."

Niccolo schüttelte den Kopf.

„Ich gebe,“ fügte ich, die italienische Gewinnsucht ins Spiel ziehend, hinzu, „ich gebe, was Ihr nur verständiger Weise verlangen könnt. — Ja, ich gebe gern das doppelte des Preises, den ich sonst für Büsten dieser Größe bezahle.“

Niccolo schüttelte abermals den Kopf. „Sie ist nicht zu verkaufen,“ sagte er halblaut, „und wenn Sie mir tausend Franken böten, ich könnte sie Ihnen nicht überlassen. Selbst wenn ich es hinter dem Rücken meines Vaters thun wollte, ich könnte es nicht, denn wir besitzen nur das Eine Exemplar und mein Vater würde ihre Abwesenheit sogleich bemerken, obwohl er sie niemals ansieht.“

„So sage mir wenigstens,“ bat ich, mehr und mehr neugierig und gereizt, „von wem diese Büste herrührt? wo sich das Original befindet und wo ich mir einen Abguß verschaffen könnte? da Ihr einmal die sonderbare Grille habt, gerade diesen Abguß nicht verkaufen zu wollen.“

„Ein Original dieser Büste gibt es nicht,“ antwortete Niccolo, „und anderswo als bei uns können Sie sich unmöglich einen Abguß verschaffen.“

So sprechend, nahm er die Büste und trug sie in das Zimmer zurück, vielleicht, weil er bemerkte, daß

ihr Anblick meinen Wunsch nur neu aufstachelte und er meinem Drängen ausweichen wollte. In dieser Beziehung aber irrte er sich. Seine letzten Worte hatten mich nur gieriger gemacht, und da er den Gegenstand meiner Sehnsucht mir entführte, reizte er diese nur noch mehr. Ich drang in ihn, — ich wollte Erklärungen haben, ich machte ihm Vorwürfe.

Der gute Junge war offenbar in Verlegenheit; zuletzt sagte er beschwichtigend: „Die Büste darf nicht verkauft werden. Es ist das eine Herzenssache, vielleicht eine Gewissenssache meines Vaters. Ich habe ihm das bei allen Heiligen zuschwören müssen, daß ich sie nie verkaufen werde. Aber ich habe ihm nicht versprochen, sie nicht zu schenken. Ich will Ihnen eine zum Geschenke machen. Sie müssen sich nur gedulden. Wir besitzen die Büste in diesem einzigen Exemplar, aber die Form ist da; ich habe sie gerettet und wohl versteckt, daß sie der Vater in irgend einem unglücklichen Anfall nicht zerstören kann, doch müssen Sie sich gedulden; es kann lange Zeit darüber hingehen, bis ich mein Wort halte, denn ich kann es nur, wenn mein Vater einmal auf mehrere Tage abwesend und ich Herr des Ateliers bin."

„Niccolo," rief ich, „ich werde Dir außerordentlich dankbar sein — aber ich fürchte, daß Du, wenn es lange dauert, Dein Versprechen vergißest."

„Fürchten Sie nichts," sagte Niccolo lachend. „Hier meine Hand, ich bringe sie Ihnen, sobald es nur möglich — ich will Ihnen dann auch erklären, was meinen Vater bewogen hat, oder vielmehr, warum er sich hinreißen ließ, gegen Sie, den er doch sonst herzlich liebt, so unfreundlich zu sein. Der arme Mann! Seine Barschheit, sein Zorn galt nicht Ihnen, sondern seinem Schicksale. Es thut mir leid, wenn ich Sie neugierig mache und nicht gleich ihre Neugierde befriedigen kann — aber ich werde Wort halten."

Trotz dieser Versicherung mußte ich glauben, daß Niccolo sein Versprechen längst vergessen habe, denn es war ein Jahr und mehr vergangen und es hatte sich weder Niccolo noch die Büste, noch die Geschichte derselben eingestellt, und ich hatte um so mehr Ursache, Vergeßlichkeit bei ihm vorauszusehen, als ich im Grunde selbst das ganze Abenteuer beinahe vergessen hatte. Nur wenn ich manchmal einen Freund, der lange Zeit in England gelebt hatte, besuchte und bei ihm die schöne Clythia aus dem britischen Museum sah, dachte ich noch an die mir versagte Büste, die mit der herrlichen Antike viel Aehnlichkeit hatte, und erwachte noch die Sehnsucht nach ihr und einiger Aerger über den wortbrüchigen Niccolo. Endlich verließ ich auch meine Wohnung und dachte gar nicht daran, Niccolo von dieser Veränderung

in Kenntniß zu setzen, überzeugt wie ich war, daß, da er bis jetzt sein Wort nicht gehalten, er es überhaupt nicht mehr halten werde.

So waren beinahe zwei Jahre vergangen, als eines Morgens ein auffallend schöner junger Mann in meine Stube trat, den ich erst, als er mich italienisch begrüßte, als meinen Freund Niccolo erkannte. Er hatte sich indessen mit italienischer Raschheit entwickelt und aus dem Knaben, den ich vor ungefähr drei Jahren kennen gelernt, war ein ganzer Mann geworden, und zwar ein Mann, wenigstens so schön wie einer der beiden Italiener auf dem Bilde Van Dyks, das sich im Edinburger Museum befindet. Jeder Maler hätte sich glücklich schätzen können, ein solches Modell zu haben. Ich freute mich um so mehr ihn wieder zu sehen, als er mir gleich beim Eintritt etwas Verhülltes entgegenhielt, das sich auf eine Bewegung von ihm als die ersehnte Büste offenbarte.

„Braver Junge," rief ich voll freudiger Ueberraschung, „so hast Du doch Wort gehalten?"

„Sie haben es wohl nicht mehr erwartet," sagte er lächelnd, „aber Sie werden die lange Verzögerung entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater die ganze Zeit hindurch das Atelier nicht verlassen. Jetzt ist er seit vierzehn Tagen bei Amboise in einem

Schlosse des Herzogs von Luynes mit Ornamentiren beschäftigt und das Erste was ich nach seiner Abreise unternahm, war der Guß dieser Büste, und seit fünf Tagen suche ich Sie in ganz Paris."

„Guter Junge," rief ich, indem ich ihm die Hand drückte, „jetzt setze Dich hierher und laß uns zusammen frühstücken."

Während man das Frühstück bereitete, versenkte ich mich wieder in den Anblick der Büste, die mir Freund Niccolo in feinstem Gyps und auf das Gewissenhafteste ausgeführt lieferte, und bei ihrem Anblick tauchten alle die Fragen wieder auf, die das Geheimniß das sie umgab, schon früher in mir geweckt hatte. Ich erinnerte Niccolo an sein zweites Versprechen, mir die Geschichte derselben zu erzählen und er erwiderte, daß er sich darauf vorbereitet, und daß es ihn freue, es nicht vor zwei Jahren gethan zu haben, da er jetzt diese Geschichte selber besser verstehe, als es damals der Fall gewesen.

Nach Tische, als wir bei einem Glase Wein gemüthlich zusammen saßen, begann er ohne weitere Aufforderung ungefähr so:

„Sie kennen Florenz, und gewiß haben Sie auch das Cenacolo Andrea del Sarto's besucht, das sich vor der Stadt in San Salviati befindet. Am äußersten

Ende der Vorstadt, durch die Sie kommen mußten, unweit vom Arno, befindet sich das kleine Haus, das noch vor sechs Jahren meine Eltern mit ihren zwei Kindern, einer ältern Schwester und mir, bewohnten. Mein Vater war, was er jetzt ist, ein Gypsgießer. Er hatte das Handwerk von seinem Vater gelernt, arbeitete viel für die Bildhauer, deren es in Florenz eine ziemliche Anzahl gibt, und wurde von dem Berühmtesten unter ihnen, von Bartolini, von dem Sie wohl gehört haben werden, seiner Geschicklichkeit und Anstelligkeit wegen als Prakticien beschäftigt. Herr Bartolini ließ ihn selbst manches ausführen und behauptete manchmal, es sei an ihm ein vortrefflicher Bildhauer verloren. Mein Vater pflegte darauf zu erwidern, sicherer sei sicherer, nicht jedem Bildhauer gelinge es wie Herrn Bartolini; seine Gypsfiguren, welche Griechen und Italiener für ihn gemacht, verkaufe er gewiß, während es höchst ungewiß sei, ob er eine eigene Figur, auf die er Monate verwenden müßte, an den Mann brächte — und er habe Weib und Kinder zu ernähren, die bei zehn Lire wöchentlich besser leben als bei unsterblichem Ruhm, der vielleicht nicht fünf einbrächte.

Niemand wußte, daß er bei diesen unkünstlerischen Reden zu Hause in seinem Atelier manche Stunde, die ihm das Handwerk frei ließ, der Kunst

widmete und manchen Haufen Thon zu Figuren verarbeitete. Freilich knetete er solche Schöpfungen wieder ein, nachdem er sich einige Tage daran ergötzt hatte. Er wollte vom Dämon der Ruhmsucht sich nicht verleiten lassen, da er doch nie über den Stümper hinaus, wohl aber seine Familie dadurch in Noth käme. Niemand wußte auch, daß außer Herrn Bartolini, dessen Aeußerungen vielleicht nicht so ernst gemeint waren, noch Jemand hinter ihm stand, der seine Ehrfurcht stachelte und aus ihm gern einen berühmten Bildhauer gemacht hätte. Es war das meine Mutter. Sie schalt meinen Vater einen Mann ohne Gefühl für alles Große, ohne Empfindung für das Wohl der Seinigen; sie wies immer auf den berühmten Bartolini hin, der ursprünglich auch nichts gewesen sei als ein Kind des Volkes und der jetzt eine Stellung habe wie ein Fürst, von Fürsten und Grafen besucht werde und selbst zu Hofe komme. Sie erneuerte ihre Vorwürfe, so oft sie Frau Bartolini in den Cascini mitten unter den höchsten Herrschaften spazieren fahren sah, oder hörte, daß diese Dame zum Balle dieses oder jenes Duca, oder Marchese geladen worden. Nicht für sich, behauptete meine Mutter, suchte sie diese Ehren, sondern für ihren Tomaso, der sie mit seinem Talente verdiene, und für die Zukunft ihrer Kinder. Mein Vater ließ

sich durch dergleichen Reden nicht irre machen, er schaffte sich sein Geld mit dem Handwerk und seine Freuden mit der heimlichen Ausübung seiner Kunst.

Eines Tags — so erzählte er mir vor Kurzem noch selber — kam er gegen Abend aus seiner Werkstatt in der Stadt in unsere Wohnung zurück und blieb unbeweglich und erstaunt am Eingange des kleinen Gärtchens hinter dem Hause stehen. Teresina, meine Schwester, hatte eben die Blumen begossen, sich dabei etwas erhitzt, und deßhalb des Halstuches entledigt. Auch das obere Kleid, um es zu schonen, hatte sie abgeworfen und trug in dem Gärtchen, wo sie vor Lauschern und Zeugen sicher war, nur ein kurzes Röckchen, das in dünnen Falten über die Knie fiel und die nackten Füße sehen ließ. Aus den Frührosen hatte sie sich einen Kranz gewunden und auf das Haar gesetzt, das bei ihrer Beschäftigung in Unordnung gekommen und zum Theil hier als Locke, dort als Flechte auf Nacken und Schulter fiel. So mit der Kanne in der Hand kam sie ihm entgegen. Sie war ihm nie so schön erschienen, oder vielmehr, er sah zum ersten Male wie unendlich schön seine Tochter war. Er hatte sie immer geliebt, mit großer Zärtlichkeit geliebt, aber an ihre Schönheit hatte er nur selten gedacht. Dieser Augenblick war ihm wie eine Offen-

barung. Er sagte sich, niemals ein schöneres Geschöpf gesehen zu haben und zum ersten Male fiel es ihm auf, daß seine Teresina, die ihm bisher nur das Kind gewesen, ein Weib, ein vollendetes Weib geworden. Sie war damals achtzehn Jahre alt, und in der That in vollster und herrlichster Blüthe. Zum ersten Male wünschte mein Vater aufrichtig, ein großer Bildhauer zu sein, um diese Schönheit nachbilden zu können. Auch rief er sie sogleich ins Haus und griff augenblicklich zum Thone und begann zu modeln. Um sie so wiederzugeben wie er sie gesehen, fühlte er sich zu schwach und aus der Statue, die er begonnen hatte, wurde nach und nach eine Büste, die er mehr und mehr vereinfachte. Seine Zaghaftigkeit kam ihm sehr zu statten, denn die Einfachheit, zu der sie ihn zwang, gab dem Bilde einen größern Reiz, als es aller Schmuck, als es der Kranz hätte thun können. Tage lang vernachlässigte er seine Werkstatt und arbeitete ohne Unterbrechung zu Hause fort. Zu seinem Unglück wurde während der Arbeit der Künstler in ihm immer mächtiger und mein strenger und frommer Vater machte die Büste mehr und mehr griechisch, indem er die Gewandung mehr und mehr herunterzog und die keuschen Reize der Jungfrau so weit enthüllte, als es ihm sein Sinn für schöne Form gebot. War er, der Vater,

nicht allein mit seinem Kinde? Der einzige Zeuge bei der Arbeit war die Mutter, die ihn mit immer wachsendem Beifalle aufmunterte. Teresina allein wagte manchmal eine schüchterne Bemerkung über die Art, in der sie dargestellt wurde. Die Mutter schalt, der Vater beruhigte sie. Die Büste sollte nur dem Hause gehören, und von keinem fremden Auge gesehen werden. Es war aber natürlich, daß, als sie endlich vollendet war, der Vater sich einen Gypsabguß machen wollte.

„Zu dem Ende nahm er das Thonmodell in seine Werkstatt und nach wenigen Tagen prangte daselbst eine ganze Reihe von Abgüssen. Er konnte nicht müde werden, sein schönes Kind und sein schönes Werk immer wieder zu vervielfältigen und endlich konnte er es sich auch nicht versagen, die Büste dem einen oder dem anderen Besucher zu zeigen, ohne jedoch zu verrathen, wessen Porträt sie war. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie er es mir, der ich ihm schon damals im Atelier zu helfen pflegte, aufs Strengste verbot, die Büste als die meiner Schwester zu nennen, sei es wem immer, und ich mit dem Instinkte des Bruders hütete mich wohl, gegen dieses Verbot zu handeln und mich als den Bruder der griechischen Gestalt zu erkennen zu geben. Sie machte auf alle diejenigen, die sie zu sehen bekamen, denselben Eindruck, den Sie selbst empfunden

haben. Mein Vater konnte nicht umhin, sie immer wieder zu zeigen, und die sie gesehen, sprachen mit ihren Bekannten davon und unser Atelier wurde von Besuchern bestürmt. Doch traute mein Vater dem Urtheile dieses Publikums nicht; was diesem gefiel, war wohl nur die angeborene Schönheit seines Kindes; ob seine Arbeit einen künstlerischen Werth habe? daran zweifelte er noch immer. Es demüthigte ihn fast, daß man nur immer von der Schönheit des Gesichtes und der Formen und beinahe gar nicht von Arbeit und Ausführung sprach. Er mußte darüber ins Klare kommen, hüllte einen besonders gut gelungenen Abguß in seinen Mantel und wanderte zu Herrn Bartolini. Mit freudestrahlenden, triumphirenden Augen kam er zurück und wiederholte des Abends meiner Mutter die Lobsprüche, die ihm der große Bildhauer ertheilt hatte. Die Folge war, daß sich meine Mutter der Meinung Aller, die die Büste gesehen, wie der Meinung Bartolini's anschloß, daß er seine Arbeit auf die Ausstellung, die demnächst eröffnet werden sollte, schicken müsse.

Aber davon wollte mein Vater nichts hören. Er habe noch immer nicht die geringste Absicht, als Künstler aufzutreten, er bleibe, trotz allem Erfolge, bei seinen Grundsätzen und lasse sich aus seinem gewohnten und sicheren Geleise nicht herausbringen. Vielleicht, meinte

er, würde er es ausnahmsweise doch thun, da ein solcher Erfolg ihm selbst als Gypsgießer nützlich sein könne, aber dann müßte die Arbeit einen ganz anderen Gegenstand haben und nicht seine eigene Tochter in dieser Weise darstellen. Meine Mutter stellte ihm vergebens vor, daß Niemand seine Tochter kenne, daß Niemand wisse, daß die Büste Teresina darstelle, und daß solche Skrupel höchst unkünstlerisch seien. Sie mochte übrigens diese Skrupel vorausgesehen und sich gegen sie gewaffnet haben, denn sie entfaltete in ihrer Rede eine außerordentliche Kenntniß aller Beispiele, die man nur in der Maler- und Bildhauer-Geschichte Italiens auftreiben konnte, und nannte alle Bilder, auf denen die alten Künstler ihre Frauen und Töchter mit weit minderer Scheu, als mein Vater seine Teresina dargestellt. Teresina selbst stand in diesem Streite auf Seiten meines Vaters, wurde aber von der Mutter als ein dummes Ding, das von dergleichen nichts verstehe und keine Rücksicht für unsere Zukunft habe, zum Schweigen gebracht.

Ein Grund, den die arme Schwester gegen die Ausstellung der Büste vorbrachte, war ihre Ueberzeugung, daß Angelo, wie sie ihn kenne, nichts mehr von ihr werde wissen wollen. —

„Tanto meglio, desto besser," rief meine Mutter.

„Wenn Dein Vater ein berühmter Bildhauer wird, so soll der arme Gypsgießer-Geselle auch nichts von Dir wissen wollen und sollst Du auch nichts von ihm mehr wissen wollen. Wir werden dann unter Menschen kommen, die über diese Dinge ganz anders denken, als dumme, arme Leute.

„Derartige Streitigkeiten dauerten im Hause bis gegen Eröffnung der Kunstausstellung fort, wo sie dann mit einem Male abgeschnitten waren. Als mein Vater eines Abends, wenige Tage vor Eröffnung nach Hause kam, vermißte er auf dem Schranke die Büste, die er dahin gestellt hatte — und fand Teresina weinend in einem Winkel der Stube sitzen. Meine Mutter gestand und erzählte ihm in kurzen und entschiedenen Worten, wie eine Frau, die sich dessen bewußt ist, recht und vernünftig gehandelt zu haben, daß sie die Büste selber und in Tomaso's Namen auf die Akademie getragen, und fügte hinzu, daß Herr Bartolini, der im Comité war, sich darüber mit großer Freude ausgesprochen, und daß er Tomaso danken lasse, endlich diesen Entschluß gefaßt zu haben.

„So kam die Büste auf die Ausstellung, und um es Ihnen mit einem Worte zu sagen — hatte den glänzendsten Erfolg. Alle Welt erkannte sie als eine der schönsten Sachen der ganzen großen Ausstellung

und der Name meines Vaters war in Aller Munde. So groß war der Erfolg, so viele Lobsprüche wurden meinem Vater ertheilt, daß er meiner Mutter zugestand, ganz recht und vernünftig gehandelt zu haben. Aber je größer der Erfolg war, desto sorgfältiger suchte er den Ursprung der Büste, die Existenz des Modells zu verbergen. Das gelang ihm leicht, da wir, wie gesagt, vor der Stadt in ziemlicher Einsamkeit wohnten und Teresina, dem Befehle des Vaters entgegenkommend, noch weniger ausging, als sonst und sich vorzugsweise die Stadt zu betreten hütete. Mittlerweile wurde die Werkstatt meines Vaters förmlich gestürmt. Jedermann wollte die Büste haben, Jedermann so viel dafür bezahlen, als man nur verlangte. Mein Vater gewährte sie Anfangs nur dem einen und andern Bekannten, dem er sich irgendwie verpflichtet glaubte, nach und nach aber wurde der Kreis immer größer und es kam zu einem förmlichen Verkauf. Mehrere Gesellen waren nur mit dem Guß dieser Büste beschäftigt und immer konnten wir nicht den zahlreichen Nachfragen genügen. Das Geld floß ins Haus und meine Mutter, die von jeher unsere arme Kasse beaufsichtigte, schwamm in Wonne, so rasch ihre Prophezeiungen erfüllt und bereits den schönen Anfang von Ruhm und Reichthum zu sehen.

„Die Büste war nicht vierzehn Tage bekannt, als sie bereits schon so populär war, daß man sie in Kaffee- und Weinhäusern aufgestellt fand. Ihren Erfolg beim Publikum dankte sie natürlich vielmehr dem schönen Gesichte und den schönen Formen, als der liebevollen und wirklich künstlerischen Ausführung. Da war es denn auch natürlich, daß es in Florenz müßige junge Leute genug gab, die sich um das Modell zu kümmern begannen, die das Original in Fleisch und Blut gerne kennen gelernt hätten, vielleicht um so lieber, als sie das für ein gewöhnliches Künstlermodell hielten und die nun nach allen Seiten hin spähten und forschten. Florenz ist keine eigentlich große Stadt und unter den Unzähligen, welchen die Büste überall zu Gesichte kam, mußten sich wohl welche finden, die Teresina schon gesehen hatten. Man erinnerte sich, auf dem Wege nach San Salviati manchmal einem Mädchen begegnet zu sein, das wie die meisten armen Mädchen um Florenz mit Strohstickereien beschäftigt war. Man versicherte, daß die Büste nicht geschmeichelt habe und daß das Original ebenso schön sei, wie sie. Da war es eine Ehrensache, diese Schönheit gesehen zu haben, und statt nach den Cascini, wandte sich jetzt die elegante junge und alte Welt nach San Salviati, wo man auch leicht erfuhr, wer das Original sei und in welchem Hause

es wohne. Vor diesem Hause fuhren und wanderten jetzt an einem Tage mehr Wagen und Spaziergänger, als sonst in einem Monat. Mein Vater, sobald er das Geheimniß seiner Büste verrathen, sobald er diese als sein Kind erkannt sah, stellte den Verkauf derselben ein, und als er die Spaziergänger vor seinem Hause bemerkte, ja selber einmal von einem Neugierigen, der ihn nicht kannte, gefragt wurde, ob die schöne Teresina, deren Büste man überall sehe, in diesem Hause wohne und an welchem Fenster man sie sehen könne? verbot er meiner Schwester, die Schwelle des Hauses zu überschreiten. Ueber Beides war meine Mutter sehr betrübt, denn der Zufluß des Reichthums hörte auf und die schönen Kleider, die sie für Teresa angeschafft hatte, konnten jetzt nicht gezeigt werden. Sie war sehr unzufrieden, mein Vater war bekümmert, Teresina schien immer besorgt — und so war mit einem Male, im Handumdrehen, das stille Glück unseres Hauses in ein stilles Unglück verwandelt, oder vielmehr in eine Ahnung, als ob man am Anfange eines Unglückes stünde.

„An demselben Tage, an welchem mein Vater Teresina die Schwelle zu überschreiten verbot, wanderte ein junger frischer Geselle, mit einem Stocke in der Hand, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, von Modena her über die Appeninen. Die Art und

Weise, wie er im Gehen den Stock schwang, wie der breite Hut schief auf den dicken und schwarzen Locken, ja selbst wie der Reisesack nachlässig auf der einen Schulter hing, sein elastischer Schritt, kurz alles Aeußere an ihm verrieth sein glückliches Gemüth, die Freude, die ihn spornte, ebenso laut, wie die lustigen Stornelli, die er in die warme und milde Bergluft hinaufsang. Nach Monaten langer Trennung und Arbeit im Schlosse des Herzogs von Modena, kehrte er eben mit vollen Taschen in sein geliebtes Florenz, in seine Heimath zurück, wo Alles, was er liebte, daheim war. Diese Gegend der Appeninen war damals nicht eben ganz sicher; man sprach viel von verschiedenen Räuberanfällen; aber der junge Mann ging dahin, als ob er nichts auf der Welt fürchtete. Wie klein und zart noch sein Schnurrbärtchen war, ebenso entschieden schwang sich sein Mund, bog sich sein Kinn vorwärts und glänzten seine schwarzen Augen voll Muth und Leidenschaft.

„Er war eben auf der Höhe angekommen, von der aus man das Arnothal zum ersten Male zu Gesichte bekommt. Dort oben steht ein aus Quadern wie eine Festung aufgebautes Gasthaus, das seine von italienischen Eichen und Lorbeeren beschattete Veranda dem kleinen Arno-Paradiese zukehrt. Dort bekommt man den ersten Wein aus dem Arnothal, vielleicht den

guten Vino Ricasoli — sollte der junge Mann, der den ganzen Morgen gewandert war, nicht hier die ersten Züge aus dem Freudenbecher der Heimath thun?

Der junge Mann trat in die große Halle und verlangte vom Besten. Er hatte das Glas schon in der Hand, und wollte es schon zum Munde führen, als er mit einem Male wie versteinert stehen und mit den Augen an einer Büste über dem Tische haften blieb. Im ersten Momente überzog ein seliges Lächeln sein ganzes Gesicht; nach und nach aber wich dieses Lächeln, von einem krampfhaften Stirnrunzeln gewissermaßen verdrängt, einem überaus düsteren Ausdrucke. Seine Lippen wurde blaß und die untere, die zu zittern begann, preßte sich zwischen die weißen Zähne, deren obere Reihe jetzt wild und fletschend zum Vorschein kam. Ohne den Blick von der Büste zu wenden, fragte er endlich den Wirth:

„Woher habt Ihr dieses Bild?“

„Ich habs aus Florenz mitgebracht, wo es in den Straßen verkauft wird. Ich habs gekauft,“ fuhr er mit der Geschwätzigkeit des Gastwirthes fort, „weil es in Florenz alle Gast- und Kaffeehäuser haben und mein Gasthaus doch auch schon zu Florenz gezählt werden kann. Gefällts Euch? Das glaube ich. Das gefällt Jedermann. Es ist die schöne Teresina, die

draußen wohnt bei San Salviati und ihr Vater selbst hat diese Büste gemacht. Man spricht jetzt von nichts Anderem in Florenz, als von der schönen Teresina, und vor ihrem Hause treibt sich alles junge Volk herum, nur um die Spitze ihrer Nase sehen zu können. Sie ist aber auch schön diese Nase, und dieser Hals und diese herrliche jungfräuliche runde —"

„Der Wirth sprach nicht weiter, denn in demselben Augenblicke flog das Glas aus der Hand des Fremden gegen die Büste, daß diese in hundert Stücke zertrümmert nach allen Seiten ins Zimmer flog und der Wein vom Postamente und von der Wand herabfloß.

„Die wenigen Gäste, die noch da waren, sprangen erschrocken von ihren Sitzen auf; der Wirth stand verblüfft, entsetzt, bald nach den Trümmern der Büste in der ganzen Stube umsehend, bald den Weinfleck an der Wand, dann wieder seinen seltsamen Gast anstarrend. Endlich schrie er auf: „Meine Teresina! mein Bild! Er ist verrückt! Zwanzig Paoli sind dahin!" — Mit diesen letzten Worten warf er sich auf den Fremden, die Gäste, die sich für die Störung ihres Morgenbehagens rächen wollten, leisteten ihm hülfreiche Hand; im Augenblicke hatte man dem wilden Gaste einen vollen Beutel entwunden, diesen zur Hälfte geleert und Besitzer und Beutel zum Hause hinausgeworfen. Angelo, —

denn der Wanderer war Angelo, derselbe Angelo, auf den sich Teresina immer berufen, wenn sie sich gegen die Ausstellung der Büste wehrte, — Angelo taumelte bewußtlos weiter, bis sich nach und nach sein Taumeln in einen ungewöhnlich raschen Schritt verwandelte und er den Berg, Florenz entgegen, hinuntereilte, als fürchtete er für irgend ein wichtiges Geschäft zu spät zu kommen.

Angelo war ein Gypsgießer, Schüler und Liebling meines Vaters, mit dem er insofern Aehnlichkeit hatte, als er ebenfalls ein Mittelding von Handwerker und Künstler war. Er war in unserer Werkstatt und zum Theil in unserem Hause aufgewachsen, und die aufkeimende Schönheit Teresina's hatte er mit den Augen der Liebe, die mit ihm aufwuchs, früher als Vater und Mutter erkannt. Ohne daß je darüber gesprochen worden, war es seit lange beinahe eine abgemachte Sache, daß Angelo Teresina heirathen werde, und er benahm sich in jeder Beziehung schon als ihr künftiger Mann, sowohl in Beziehung auf Zärtlichkeit, wie auf die Eifersucht, mit der er sie, seiner leidenschaftlichen Natur nach, überwachte. Von früher Jugend an keiner anderen Liebe fähig, als der zu Teresina, verschlossen gegen jede andere Verlockung, und sie immer als seine Frau, sich als gebunden betrachtend, wuchs mit des Mädchens Schönheit seine Leidenschaft, wie seine Sitten-

strenge, die von sich selbst, wie von Andern, besonders aber von Teresina, die makelloseste Reinheit verlangte. Es mußte ihm sehr wehe thun, seine Geliebte wie eine heidnische Göttin oder Nymphe dargestellt, ihr Bild käuflich und in Schenken den Augen aller Welt preisgegeben zu sehen. Was war während seiner Abwesenheit in Florenz vorgegangen, daß man in einer Schenke auf der Höhe der Appeninen von Teresina, wie von einer Person sprach, deren Namen in aller Munde war? daß ein Schenkwirth ihm ihre Reize zu erklären versuchte? Kehrte er nach monatelanger, hoffnungsvoller Arbeit, mit schönem Erwerb in seine Heimath zurück, nur um seine Hoffnungen zertrümmert, seine Jugendwelt beschmutzt, entweiht zu finden? Er rannte wie ein Rasender die herrliche Straße der Via di Bologna hinab, ohne Blick, ohne Sinn für die Schönheiten rechts und links, ohne einen Ton jenes Jubels im Herzen, mit dem man sonst eine Heimath wie das Arnothal und Florenz zu begrüßen pflegt.

„Da stand er wieder an einer Schenke in der Vorstadt San Gallo. „Will doch sehen," sagte er vor sich hin, und ballte dabei die Faust, „ob auch in dieser Kneipe das nackte Bild meiner Geliebten, meiner Braut ausgestellt ist, daß sich die Säufer in ihrem Rausche am Anblicke ihrer Reize ergötzen können!" Es war

eine Schenke, in die der sittenstrenge Angelo sonst nie eingetreten wäre; jetzt aber trat er mit herausfordernden Schritten in die Stube und immer noch mit geballter Faust. Er kümmerte sich weder um die Männer, noch um die Weiber, die da herumsaßen, blieb in der Mitte der Stube stehen und blickte um sich. Sein sonderbares Auftreten verursachte plötzliche Stille, die sich aber in eben so plötzlichen Aufruhr verwandelte, als er mit einem Male wüthend auf eine Ecke losstürzte und über einen von Gästen besetzten Tisch hinüber den Arm ausstreckte und mit der geballten Faust die Büste Teresina's, die allerdings da gestanden, zusammenschlug. Wirth, Wirthin, Gäste und allerlei Mädchengesindel warf sich auf den Ruhestörer, als ihnen ein junger Mann, der auf einer Bank ausgestreckt lag, lachend entgegenrief: „Bläut ihn gehörig durch — es ist Angelo, der Schüler Meister Tomasos — er that das nur aus Neid auf den großen Erfolg seines Lehrers, denn er will auch ein Künstler sein! — Wir kennen das, den Künstlerneid!“ —

„Der junge Mann, der so sprach, war ein Bekannter und von der Zunft Angelos. Seine Worte munterten die Versammlung auf, so zu thun, wie er sagte. Angelo kam in einem schlechten Zustande auf der Straße an, aber er bekümmerte sich um die Hiebe, die auf ihn niederregneten, wie um die Schimpfworte,

die man ihm nachrief, eben so wenig, als um den Sbirren, der ihn vor der Thüre als einen Ruhestörer und Eigenthumsschädiger in Empfang nahm und ins Gefängniß führte. Er folgte schweigend und ließ sich ruhig in ein dunkles Loch sperren. Die Verhaftung war ein großes Glück für Angelo, denn es war ihm, als müßte er von Schenke zu Schenke, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus ziehen, um überall die Büste zu zertrümmern, was ihm, wenn er den Zerstörungszug hätte ausführen können, wohl noch größere Unannehmlichkeiten zugezogen haben würde.

„Nach zweimalvierundzwanzig Stunden wurde Angelo seiner Haft entlassen, nachdem er eine Geldstrafe und außerdem eine Entschädigung für jenen Wirth hatte erlegen müssen. Den Plan, alle Büsten Teresina's zu zerstören, hatte er indessen aufgegeben, aber sein Unglück, sein Ingrimm, mit dem er in dunkler Stube so lange allein gewesen, hatte sich in sein Herz gefressen. In zerrissenen und schmutzigen Kleidern, mit verwirrten Haaren, ganz verwildert, in dem unverändert traurigen Zustand, in den ihn die beiden Scenen in den Schenken, der Aufenthalt im Gefängnisse und die schlimmen Vorgänge in seinem Innern versetzt, durchwanderte er die Stadt geradewegs auf die Werkstatt meines Vaters los.

„Er trat nicht ein; er blieb in der Thüre stehen,

legte beide Hände mit dem Stocke auf den Rücken, warf den Kopf zurück und rief meinem Vater zu: „Guten Morgen, Maestro Tomaso! Ich gratulire Euch, Ihr seid indessen ein berühmter Künstler geworden. Ich gratulire! Aber wißt Ihr auch, was indessen Euer Töchterlein geworden? Ein Modell! Ein Modell! Und Ihr wißt ja, was nachher aus den Modellen wird. Ich gratulire. Ich bin indessen bei meiner gemeinen Arbeit ein ehrlicher Kerl geblieben; da haben wir Beide wohl nichts mehr mit einander gemein. Wie?“

„Mein Vater, der sich während der ganzen letzten Zeit in seinem Gewissen Vorwürfe gemacht, wie sie ihm jetzt Angelo in einem fürchterlichen Tone entgegenschleuderte, war wie vom Donner gerührt. Und der junge Mensch, der so zu ihm sprach, war immer sein Liebling gewesen und hatte zu ihm bis auf diesen Tag nur mit der ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit des Schülers und Sohnes gesprochen! Und wie sah dieser schöne, blühende, sonst immer so heitere junge Mensch aus? Wie das Unglück, die Verzweiflung selbst! — Er sank auf den Schemel zurück, unfähig, Angelo ein Wort zu erwidern. Als er sich wieder aufraffte, war dieser fort und verschwunden und mein Vater glaubte beinahe, eine schreckliche Erscheinung, eine Ausgeburt seines bösen Gewissens gesehen zu haben.

„Angelo aber wanderte weiter, wieder zum Thore hinaus, bis er in derselben Stellung, in der ihn mein Vater gesehen, vor unserem Hause stehen blieb.

„Teresina, mein Engel," rief er, „komm ans Fenster, zeige Dich, daß ich Dich sehe und mich an Deinem Anblick erfreue. Ich weiß es ja schon, daß Du seit meiner Abreise hundertmal schöner geworden bist. Wissen es ja schon alle Schenken bis hinauf in die Appeninen."

„In der That sprang oben ein Fenster auf und Teresina erschien mit freudestrahlendem Gesichte und mit dem Ausruf: „Angelo!" auf den Lippen. — „Angelo! Angelo! komm' doch herein!" rief sie ihm entgegen.

„Er aber, ohne auf diese Einladung zu hören, fuhr fort: „Ei, ei, Teresina, Du trägst ein Halstuch und ein Kleid! Wozu denn, weiß es doch schon Jedermann, wie schön Dich Gott geschaffen hat! Wozu wieder ein Geheimniß machen aus einer Sache, die schon die ganze Welt weiß und die sich Jeder für einige Paoli verschaffen kann?!"

„Meine arme Schwester erblaßte; mit der Freude wich alle Farbe aus ihrem Gesichte. Sie errieth, was alle diese bittern Worte sagen wollten und wie viel Kummer Angelos Herz erfüllen mußte, um ihn solcher

Worte fähig zu machen. Alles, was sie von ihm, für ihn und sie gefürchtet hatte, sah sie eingetroffen.

„Komm herauf, Angelo, bat sie flehentlichst, ich will Dir erzählen — ich will Dir sagen, wie Alles —"

„Und wenn Du rein wärest, wie die Engel des Paradieses, die nur mit Heiligen umgehen," rief er plötzlich im schmerzlichsten Tone, „der Gedanke an Dich ist es nicht mehr — Du gehörst Dir nicht mehr — und mir auch nicht."

„Teresina bückte sich weit vor aus dem Fenster und streckte die Arme nach ihm aus; ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen und fiel wie ein Regen hinab. Angelo sprang herbei und fing einige Thränen mit seinem Gesichte auf. — „O," rief er aus, „diese Thränen, wie heiß sie sind, so kühlen sie doch so sanft. Aus meiner Wuth, aus meiner Verzweiflung wird Kummer. Ach, Teresina, diese Thränen würden Deine Seele retten, wenn Du eine große Sünderin wärest — mir können sie nicht helfen, für mich bist Du verloren. Ich weiß es wohl jetzt noch besser, als früher, daß ich Dich immer lieben werde — aber desto schlimmer — aber ich sage Dir doch Lebewohl! Verzeih Dir Gott und die allerheiligste Jungfrau!"

„Da erschien meine Mutter am Fenster. „Was hat sich da zu verzeihen," rief sie ihm hinunter, „was

hat meine Theresina gesündigt? Und was soll das ganze Geschwätz? Ist es Dir nicht recht, Angelo, daß wir reiche und berühmte und vornehme Leute werden, so magst Du Deine Ursachen dazu haben, denn allerdings wird meine Teresina dann Deiner Verzeihung nicht bedürfen und —"

„Ich sehe wohl," fiel ihr Angelo bitter lächelnd ins Wort, „wer hier der Verzeihung bedarf — und ich habe es mir schon gedacht. Ich kenne Euch, Domenica, und nur dieses sage ich Euch: ich gehe, aber auf Teresina werde ich doch ein wachsames Auge haben, da sie keinen bessern Wächter hat."

„Er ging, ohne sich an die Thränen der Tochter zu kehren oder auf die Scheltworte der Mutter zu hören, nach dem anderen Ufer des Arno, wo er in der Nähe von S. Niccolo wohnte.

„Mein Vater saß noch sehr betrübt über Worte und Benehmen Angelos in seiner Werkstatt, als der junge Graf Caroli (so wenigstens sprach Niccolo den Namen aus) eintrat. Dieser junge und reiche österreichische Nobile, der am Hofe des Großherzogs lebte, war schon mehrere Male dagewesen, um meinem Vater eine Gypsbüste Teresina's abzukaufen, er hatte sich aber erst besonnen, als mein Vater schon den Entschluß gefaßt hatte, keine mehr zu verkaufen, und mein Vater

blieb bei dem Entschlusse trotz der glänzendsten Erbietungen, die ihm der junge Graf machte, und trotzdem, oder vielleicht, weil dieser in die Büste förmlich verliebt schien. Das letzte Mal aber bot er dem Vater zehntausend Zwanziger für eine Ausführung der Büste in Marmor, den er ihm liefern wollte, wenn er einer solchen Arbeit fähig sei. Dieser Antrag reizte die Gewinnsucht, wie den Ehrgeiz meines Vaters und der Zusatz stachelte seine Eitelkeit. Er wurde schwankend in seinen Entschlüssen und bat sich drei Tage Bedenkzeit aus. Die Bedenkzeit war abgelaufen und Graf Caroli kam, um die Antwort meines Vaters zu holen. Er hätte keinen übleren Moment wählen können; der Vater antwortete ihm, daß er Teresina weder in Gyps, noch in Marmor haben solle. Der junge Mann war ganz außer sich darüber, begriff diese Weigerung nicht und drang in meinen Vater, doch eine solche unvernünftige Grille aufzugeben. Je mehr er aber sprach, desto aufgeregter wurde mein Vater, und als Jener endlich, von seinen eigenen Worten erwärmt und hingerissen, befehlend, fast drohend hinzufügte: daß er die Büste um jeden Preis haben müsse, daß er in dieses Gesicht, in diese herrlichen Formen bis zum Wahnsinn verliebt sei, da sprang mein Vater selbst wie wahnsinnig auf, ergriff einen Hammer und zer-

trümmerte sämmtliche Büsten Teresina's, die noch im Atelier vorhanden waren, stieß dabei Verwünschungen aus gegen den Tag, an dem ihm der Gedanke zur Modellirung dieser Büste gekommen und verschwor sich hoch und theuer, nie wieder dem Bildhauer ins Handwerk zu pfuschen.

„Der junge Graf, als er meinen Vater in einem solchen Zustande sah, ahnte, daß hinter der Weigerung dieses unglücklichen und ergrimmten Mannes gewichtige Gründe sich verbergen möchten, und daß jetzt nicht mit ihm zu sprechen sei. Ohne weiter ein Wort zu sagen und ohne die Beruhigung des Rasenden abzuwarten, ging er aus dem Atelier. Aber die Unmöglichkeit, das Bildniß in seinen Besitz zu bringen, scheint sein Verlangen nach dem Original bis zu wahrhafter Liebe gesteigert zu haben, denn bald darauf war er mit meiner Mutter in vertraulicher Verbindung. Ich bitte Sie, lieber Signor, nicht zu denken, daß ich von meiner Mutter schlecht sprechen wollte; sie hatte die Schwächen vieler Weiber, sie war eitel und ehrgeizig und wollte mit sich und den Ihrigen, besonders mit ihrem Manne und ihrer schönen Tochter hoch hinaus. Der Erfolg meines Vaters hatte sie berauscht, und zum Unglück stand damals ein österreichischer Fürst an der Spitze der österreichischen Besatzung von Florenz, welcher eine

Sängerin vom Theater geheirathet hatte. Die ehemalige Sängerin kam zu Hofe, spielte daselbst sogar eine Rolle und machte ein glänzendes Haus. Wenn ein österreichischer Principe, so dachte meine Mutter, eine Person vom Theater weg heirathen kann, warum soll ein österreichischer Graf nicht eine gefeierte Schönheit, ein tugendhaftes Mädchen, die Tochter ehrbarer Leute und eines Künstlers heirathen können? Wie gesagt, die arme Frau war ehrgeizig, sie sah mit Hochmuth auf den ehemaligen Geliebten Angelo und die Heirathsgedanken Teresina's herab, aber die Ehre ihrer Tochter war ihr so weit theuer, als es ihre Verblendung durch die Eitelkeit gestattete. Weiß Gott, auf welche Weise sie mit dem Grafen in Verbindung, und dann öfter mit ihm zusammenkam? Daß dieses der Fall war, erfuhren wir erst, als sie eines Abends, nachdem wir zu Nacht gegessen und der Vater eben heiterer war, als seit Wochen, schüchtern und mit gezwungenem Lächeln zu diesem begann, ob er dem Manne, dem er die Büste seiner Tochter versagt, auch ihre Hand verweigern würde?

Mein Vater sah sie fragend an, zugleich mit der Düsterheit, die sofort auf seine Sirne trat, sobald die Büste erwähnt wurde. Die Mutter erkannte wohl, daß er ihr nicht viel Zeit zum Sprechen lassen werde

und beeilte sich, was sie des Ueberzeugenden zu sagen hatte, so rasch als möglich, wenn auch so ungeordnet als möglich hervorzubringen: wie Graf Caroli ein vortrefflicher, schöner und reicher Mann sei, der es ganz ehrlich meine, wie sie seit lange mit ihm in Unterhandlung stehe, wie er in Teresina bis über die Ohren verliebt sei, wie er ihr ein großes Gut verschreiben und sie heirathen wolle, ganz ordentlich heirathen, öffentlich vor dem Großherzog und vor dem Altar, und daß hoffentlich dagegen gar nichts zu sagen sei.

„Mein Vater stand auf und sagte: „Du bist eine Gans und glaubst in Deiner Dummheit und Verruchtheit Alles, was man Dir aufbindet — und wenn Alles, was Du sagst, wahr wäre, so ist mir Angelo doch lieber, als alle österreichischen Grafen zusammen.“

„Und mir auch!“ rief Teresina, die in einem Winkel saß und weinte.

„Du bist eine Ciocca,“ schrie ihr die Mutter zu, und meinem Vater zugewandt, rief sie: und Du Tomaso —“

„Sie fuhr nicht fort, denn mein Vater blickte sie mit einem Auge an, daß ihr das Wort auf der Lippe erfror. „Domenica,“ sagte er mit zitternder Stimme und streckte ihr beide Hände mit halbgekrümmten Fingern wie zwei Krallen entgegen, „Domenica, mit diesen meinen Händen reiße ich Dich in Stücke, wenn

Du in Deiner Kuppelei fortfährst. Es ist genug der Schande!“

„Mein armer Vater hatte Recht. Teresina war während dieser Zeit zu einem schlimmen Rufe gekommen und trauriger Weise trug der Mann, den sie liebte und der auch seinerseits nicht von ihr lassen konnte, viel dazu bei. Angelo war seit seiner Rückkehr aus Modena zu jeder Arbeit unfähig geworden; der schöne, sonst so reinlich und malerisch aussehende Junge glich jetzt mehr einem neapolitanischen Lazzarone, als einem ordentlichen florentinischen Kinde; Bart und Haare waren verwildert, die Kleider beschmutzt und gealtert. Er trieb sich in den Schenken herum und kam mit allerlei Gesindel zusammen; mein Vater hatte ihn vergebens zu einem Besuche in unserem Hause eingeladen; er war dazu nicht zu bewegen, und wenn er einen von uns nur von Ferne sah, lief er auf und davon, um uns auszuweichen. Aber während der Promenadestunden, wenn sich die jungen Leute aus der Stadt vor unserem Hause einfanden, um nach Teresina zu spähen — denn dieses hatte noch nicht aufgehört — war er immer da, und sobald er bemerkte, daß Einer mit seinem Lorgnon auf irgend eine unbescheidene Weise nach dem Fenster Teresina's blickte, oder auch nur ihren Namen ein wenig laut nannte, begann er mit diesem

Streit, und oft kam es in der Vorstadt zu gewaltigen Raufereien, da die Bursche aus dem Volke Angelo gegen die geputzten Herren aus der Stadt gerne beistanden. Alle Welt wußte, welche Ursachen diese Händel und Raufereien hatten, und ein Mädchen, um das man sich so oft in den Straßen schlägt und zankt, kommt, das wissen Sie, sehr rasch um allen guten Ruf, selbst wenn sie an diesen Zänkereien nicht die geringste Schuld trägt. Niemand erinnerte daran, daß bei all dem Teresina nie am Fenster zu sehen war, wohl aber, daß diejenige, um die man sich balgte, zankte und die Gassen mit Geschrei erfüllte, als Modell zu einer nur halbbekleideten Büste gedient hatte. So kam es, daß Angelo auch anderswo, als in der Vorstadt San Salviati von Teresina anders sprechen hörte, als er es wünschte, und daß er nun überall in Händel gerieth und so von Tag zu Tag mehr verwilderte. Er war eben beinahe wahnsinnig vor Eifersucht, unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgefühl, ein wahrer Mezzomatto. Ich werde es nie vergessen, mit welchen wilden und zugleich zärtlichen Augen er mich ansah, als er mich einmal — ich war damals ein Kind — bei Santa Croce fand. Er packte mich an beiden Schultern, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und stotterte: „Sage ihr, daß ich sie noch immer liebe, daß ich sie glühend

liebe, daß ich sie ewig lieben werde, aber daß wir auch auf ewig getrennt sind!"

„So vergingen viele, viele Wochen und während der ganzen Zeit fuhr meine Mutter fort, mit dem Grafen zu unterhandeln und in Verbindung zu bleiben und strebte anderseits mein Vater, und zwar mit Wissen und auf die Bitte Teresina's Angelos habhaft zu werden. Dieß gelang ihm ebenso wenig, als es meiner Mutter gelang, ihre Verbindung mit Caroli ganz geheim zu halten. Angelo war zu wachsam und zu eifersüchtig, und als mein Vater einmal ihm in einer engen Gasse begegnete, in der er ihn mit ausgestreckten Armen aufhalten konnte, ließ er sich in der That einen Augenblick lang den Weg verstellen, aber nur um dem Vater zu sagen, daß er jetzt die Geduld zu verlieren anfange, und daß, wenn Signora Domenica dem Grafen nur noch einmal in San Marco ein Appuntamento gebe, oder gar die Hinterthüre des Gartens öffne, dieß des Grafen Tod sein werde. Darauf schlüpfte er meinem Vater unter dem Arme durch und mein Vater ging nach Hause, um die Mutter mit Vorwürfen zu überhäufen und ihr auf das Strengste, bei Androhung selbst des Todes, jeden Umgang mit Caroli zu verbieten. Die Mutter, da sie sich beobachtet und bewacht sah, beschloß der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. Und

wieder eines Abends, da wir Alle zusammen waren, öffnete sich plötzlich die Thüre und zu unserem Erstaunen trat der Graf selber ein. Mein Vater fuhr auf und griff in der Wuth nach dem Messer, das noch vom Nachtessen auf dem Tische lag, ließ es aber sogleich wieder fallen, da der junge Mann ruhig vor ihm stehen blieb und ungeschreckt durch die drohende Bewegung in einigen Worten eine ganz ordentliche, ehrliche Werbung um die Hand Teresina's vorbrachte. Des Vaters Zorn verwandelte sich beinahe in Rührung; er schwieg, setzte sich wieder hin und deutete mit der Hand auf Teresina, als ob er sagen wollte, daß diese jetzt zu entscheiden habe. Das arme Mädchen war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen, und schlug, bleich und zitternd, die Augen nieder. Der Graf, dessen Blick der Handbewegung meines Vaters gefolgt war, stand eben so schüchtern und furchtsam, wie sie selber war, vor ihr. Auch er schwieg, aber seine Augen hafteten mit unaussprechlicher Liebe und Sehnsucht an ihrem Gesichte, an ihrer ganzen Gestalt. Nach einem tiefen Seufzer stotterte er, offenbar nicht wissend, daß er seine Gedanken aussprach: „O, sie ist noch millionenmal schöner als die Büste! Sie ist unaussprechlich schön! Ich verdiene ein solches Geschenk des Himmels nimmermehr!“ Dann lag er mit einem Male vor ihren Füßen und

rief laut: „Ich könnte Dich anbeten, wie Du Deine Madonna anbetest, Teresina! Verschmähe mich nicht! Ich liebe Dich, wie ich es nicht aussprechen kann!“ Teresina antwortete nur, indem sie in einen Strom von Thränen ausbrach. Wissen Sie, warum sie weinte? Nicht weil sie an ihre Lage, oder an Angelo dachte, oder an ihr Unglück, nein, sie weinte aus purem Mitleid mit dem schönen, jungen Manne, dem es in diesem Augenblicke Niemand bestritten hätte, daß er die ehrlichsten Absichten und das gefühlvollste Herz hatte und dem es Jeder ansehen und anhören konnte, daß ihn der Verlust Teresina's unglücklich machen mußte. Während sie weinte und der Graf sie aufs Flehentlichste und Zärtlichste ansah, rieb sich meine Mutter die Hände vor Freude, denn sie hoffte von der Rührung des Vaters, wie der Tochter und von dem überzeugenden Ausdrucke im ganzen Wesen des jungen Grafen die Erfüllung aller ihrer Wünsche.

„Wie Teresina das bemerkte, stockten plötzlich ihre Thränen, und unter denen, die noch ihre Wangen bedeckten, verwandelte sich ihr ganzes Angesicht, in welchem Rührung und Mitleid dem Zorne wichen. Sie streckte ihren Arm wie drohend aus und rief über Caroli, der zu ihren Füßen lag und ohne seiner flehentlichen und liebenden Miene zu achten, hinweg: „Trium-

phiret nicht zu früh, Mutter! Umsonst habt Ihr mich seit Monaten ermahnt und gequält und zu verführen gesucht — wem ich mich einmal zugeschworen, dem gehöre ich für immer, und sollte er mich mit den Füßen von sich stoßen. Ich bleibe Angelo so treu, wie er mir treu geblieben, und so lange will ich ihm meine Treue beweisen, bis er erkennt, welches Unrecht er mir angethan."

„Maladetta!" schrie die Mutter.

„Fluche nicht," fiel ihr der Vater ins Wort, „sie thue, wie ihr Herz gebietet."

„Asino!" schrie sie wieder dem Vater zu und hob außer sich vor Zorn beide Fäuste gegen ihn. Ich fing zu weinen an, Teresina schlug stolz beide Arme über die Brust zusammen und sah die Mutter herausfordernd an, während ihr der Vater den Rücken kehrte. Alles das ging vor, als ob der Graf gar nicht vorhanden wäre. Dieser sprang bei den Worten Teresina's auf, blickte verstört um sich, schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirne und stürzte ohne den Hut, der neben ihm auf dem Boden lag, aufzuheben, aus der Stube, aus dem Hause in die Gasse und in die Nacht hinaus. Er ging wie ein Verzweifelter. Armer Giovine, er kehrte nie wieder!

„Er eilte, gewohnheitsgemäß, ohne nur daran zu

denken, wohin er ging, dem Arno zu, über den er in einer Barke zu setzen pflegte, um auf die andere Seite und in seine Wohnung in der Nähe des Palazzo Torriggiani zu gelangen. Er merkte es nicht, daß es ein anderer, als der gewöhnliche Renaiolo oder Gondelier war, der seine Eccelenza einlud, in den Kahn zu steigen, und daß sich dieser Kahn von den angeschwollenen Wellen durch sämmtliche Brücken bis an die Cascini und weiter hinabtreiben ließ, bis weit unterhalb der Stadt. Er saß da und stützte den Kopf in beide Hände; das Haar hing wild und wirr über diese herab und seine Brust hob sich rasch und doch schwer athmend. Der Mann, der ihm gegenübersaß, blickte ihn mit arg glänzenden Augen an und beobachtete grimmig lächelnd alle Zeichen der Leidenschaft, die den jungen Mann durchtobten und regte kaum das Ruder, so daß die Wellen freieres Spiel hatten. Der Mann war Angelo. Die beiden Nebenbuhler waren schon weit hinabgeschwommen, als der Graf plötzlich den Namen Teresina in die Nacht hinausrief. Das war sein Todesurtheil. Angelo sprang auf den Rand des Kahnes, der sogleich umstürzte, und Beide sanken ins Wasser. Caroli schrie um Hülfe: das war sein zweites Todesurtheil, denn Angelo hob das Ruder, das er in der Hand behalten hatte, ließ es auf seinen

emportauchenden Kopf fallen und Caroli sank unter die Wellen, ohne wieder zum Vorschein zu kommen. Angelo aber schwamm ans Ufer.

„Sie fragen, woher ich das Alles weiß, da doch die That im Dunkel der Nacht und in der Einsamkeit geschehen? Von Angelo selbst. Unmittelbar nach der schauerlichen That kam er zu uns gerannt und weckte uns, indem er mit der Faust an Fenster und Thüren hämmerte, und bald den Vater, bald Teresina rief. Wir Alle sprangen aus den Betten, als wir seine Stimme erkannten, der Vater öffnete und Angelo erschien, spät nach Mitternacht, von Wasser triefend, blaß und wie von einem Fieber geschüttelt, mit beinahe wahnsinnig blickenden Augen, zum ersten Male seit langer Zeit in unserer Mitte. Wir wußten, noch ehe er den Mund aufthat, daß etwas Arges geschehen sei. Er sah uns mit einem jammervollen Lächeln an, Eins nach dem Andern, und sagte dann: „Ich glaube, daß Ihr es schon wisset, daß ich so eben den Grafen Caroli ermordet habe.“ —

„Sie können denken, wie uns bei dieser Mittheilung zu Muthe war. Der schöne junge Mann, der noch vor so kurzer Zeit hier in derselben Stube so unglücklich vor Teresina gekniet, von dem wir noch mit so viel Mitleid gesprochen hatten, war jetzt todt

und sein Mörder stand vor uns. Wir saßen da, wie eine Reihe von Statuen mit starren Augen. Die Mutter gewann zuerst die Sprache und schrie Angelo an: „Mörder, Verfluchter, mit allen Strafen der Hölle kannst Du diese That nicht abbüßen, denn der Graf war unschuldig wie ein Kind!"

„Das habe ich wohl geahnt, sogar gewußt," antwortete Angelo mit einem traurigen Rufe, „aber was wollet Ihr — er war schön, gut, reich, liebenswürdig — ich war eifersüchtig — und am Ende hätte er es doch durchgesetzt. Ich hatte es mir längst vorgenommen, und jetzt ists geschehen."

„Du bist ein Mörder!" rief die Mutter wieder.

„Das bin ich," bestätigte Angelo.

„Ein Ausgestoßener, Verfluchter, Verdammter!"

„Das bin ich," sagte er wieder.

„Die Mutter fuhr fort, ihn mit solchen Namen zu überschütten, und er ertrug es gelassen, aber Teresina konnte das nicht länger mit anhören und sehen; sie sprang auf und warf sich Angelo an den Hals. „Ich lasse doch nicht von Dir, Angelo," rief sie weinend, „wenn Du auch ein Mörder bist, so bist Dus aus Liebe zu mir. Es weiß es ja Niemand — und wir verlassen das Land zusammen."

Angelo schüttelte den Kopf. „Der Graf ist todt,"

sagte er, „aber damit hat sich doch nichts geändert. Alle Welt kennt doch Deine Reize auswendig, alle Stutzer besitzen Deine nackte Büste. Ich müßte erst hundert Paläste vernichten und hundert Schenken stürmen, und dann alle die Tausende morden, die Dich gesehen haben. Das geht nicht an."

„Angelo!" schrie meine Schwester verzweifelnd und in die Ecke eilend, wo die Madonna stand, erhob sie beide Finger zum Schwur und rief: „Hier schwöre ich vor der Madonna, daß ich ins Kloster gehe, wenn Du mich von Dir stößest."

Ueber sein Gesicht flog ein Strahl der Freude. „Das wird wohl das Beste sein!" sagte er; „dann kannst Du auch für meine Seele beten. Sieh', Teresina, selbst wenn ich die Büste vergessen könnte, die heutige Nacht werde ich nicht vergessen. Der Graf steht jetzt zwischen Dir und mir. Es ist eine große Lust, einen Nebenbuhler zu ermorden, selbst einen unschuldigen; hat man es aber einmal gethan, hat man keinen Anspruch mehr auf ein anderes Glück. Es ist auch gleichgültig, daß es so ist, denn mit mir ists aus. Seit ich aus Modena zurückgekommen, haben so viel und schreckliche Flammen in mir gebrannt, hat es so in mir gewüthet, daß ich jetzt ganz hohl und leer bin. Es ist nichts mehr in mir, als der Gedanke, daß der

Graf im Arno liegt. Nun laufe ich in die Welt und lebet wohl!"

Und damit sprang er auf und war aus dem Hause. Teresina wollte ihm nacheilen, aber Vater und Mutter hielten sie zurück.

Angelo, nach dem der Vater am nächsten und an den folgenden Tagen suchte, war wirklich verschwunden — und in Folge dessen entfloh uns auch Teresina, um nach ihm zu suchen. Und darauf begab sich auch mein Vater auf die Wanderung, um nach dem verlorenen Kinde zu spähen, und mit einem Brette voll Gypsfiguren auf dem Kopfe, zog er von Stadt zu Stadt, während ich, den er mit sich nahm, rechts und links von den Hauptstraßen, ebenfalls mit Gypsfiguren auf dem Kopfe, die kleineren Flecken durchzog. Er hatte so beide Kinder mit sich, denn auf seinem Brette voran prangte, aller Welt sichtbar, die unglückselige Büste. Er verkaufte sie Niemand, wie oft ihm auch schöne Angebote gemacht wurden, sie sollte ihm nur möglicherweise durch die Aehnlichkeit die Entdeckung Teresinas erleichtern. Das that sie denn auch treulich, denn in Trient, im italienischen Tyrol, erfuhren wir nach mehr als zweijährigem Herumziehen, daß die Büste sehr große Aehnlichkeit hatte mit einer Nonne, die vor Kurzem dort eingekleidet worden. Teresina

hielt ihr Gelübde, nachdem sie vergebens nach dem Verschollenen gesucht hatte, und blieb in dem Kloster, in das sie krank und elend gebracht worden war. So setzten wir unsere Wanderung fort, bis hieher nach Paris, da mein Vater nicht mehr nach Florenz zurückkehren wollte. Dort sitzt von meiner ganzen Familie nur noch die Mutter, in trauriger Einsamkeit, die ihr übrigens lieb geworden.

„Ecco, lieber Herr, die Geschichte der Büste, und die Erklärung, warum sie Ihnen mein Vater nicht verkaufen wollte.

Eine Modenesische Geschichte.

Trotz der Eisenbahn, die neben mir einherlief, legte ich den Weg zwischen Modena und Bologna im offenen zweispännigen Wagen zurück und zwar an dem großen Tage der allgemeinen Schillerfeier. Ich dankte dieses Vergnügen dem jungen Grafen S . . . . i, der in Modena in den Bureaux der Diktatur angestellt gewesen, wegen der Intriguen Fantis seine Entlassung genommen und sich nach Bologna in das Hauptquartier Garibaldis begab. Der sehr liebenswürdige Mann, der gern deutsch sprach, lud mich ein, die Reise in seiner Gesellschaft zu machen und ich nahm um so lieber an, als er in verschiedenen Ortschaften an der Straße und rechts von der Straße, am Fuße des Gebirges zu thun hatte, und ich auf diese Weise Gelegenheit fand, diese Gegenden näher kennen zu lernen. Ungefähr zwanzig Minuten weit vom Thore Modenas fiel mir links von der Straße ein schönes Landhaus auf. Ich

fragte den Kutscher, einen Modenesen, wem es gehöre und er antwortete kurz: „à un Ebreo, einem Hebräer.“ Ich wußte nicht, daß Graf S . . . . i selber aus Modena stammte, und daß er mir bessere Auskunft geben konnte als der Kutscher. „Allerdings,“ sagte er, „gehörte die schöne Villa einst einem Juden, einem gewissen Felice Cremona und man sieht es dem freundlichen Hause nicht an, daß es einmal der Schauplatz einer ziemlich traurigen Geschichte gewesen.“

„A la bonheur!“ rief ich — eine Geschichte? Das ist meine Sache — Erzählen Sie! Bitte, welcher Art Geschichte?“

„Welcher Art?“ wiederholte Graf S . . . . i — „das ist schwer zu sagen. Sage ich: eine Shylock-Geschichte, so drücke ich mich schlecht aus und thue ich dem armen Manne Unrecht — ich möchte eher sagen, eine Jessika-Geschichte und das ist sie auch nur sehr uneigentlich. Ich kenne sie übrigens auch nur in ihren Allgemeinheiten, wie ich mich ihrer aus einer Erzählung meines Vaters erinnere, da dieser schon vor zwanzig Jahren, also in meiner Kindheit, aus Modena nach Piemont auswanderte, und ich weiß nicht, ob mir nicht selbst wichtige Einzelnheiten entfallen und ich fähig bin, sie im Zusammenhang zu erzählen. Doch das werden wir im Laufe der Erzählung selbst erfahren.

Felice Cremona war ein kleiner Handelsmann, der sich mit Hülfe des seiner Nation eigenen Spekulations-Geistes frühzeitig zu einem großen Kaufmann und Bankier aufgeschwungen hatte. Er wohnte ursprünglich in Reggio und übersiedelte in den zwanziger Jahren hierher nach Modena, und zwar war es der Herzog selbst, der ihn zu dieser Uebersiedelung bewog, da er eines tüchtigen Finanzmannes in seiner Nähe bedurfte, um immer große Summen herbeischaffen und die verschiedenen Monopole, die er sich eingerichtet, gehörig ausnutzen zu können. Cremona mochte sich dem Herzog und seinen Ministern als sehr nützlich erwiesen haben, denn er stand in sehr großer Gunst, konferirte mit dem Herzog persönlich und oft stundenlang, wurde von vielen auf seinen Glaubensgenossen lastenden Beschränkungen befreit und zuletzt verschaffte ihm sein gnädiger Herr sogar einen deutschen Orden, da er sich doch nicht bezwingen konnte, seinem Hofjuden seinen eigenen Orden umzuhängen. Dieser Schmuck hob den Bankier mit einem Male in die Nachbarschaft höherer Regionen und mancher Hofherr und höhere Offizier nahm keinen Anstand, ihn in seine Gesellschaft zu ziehen. Der Herzog schenkte ihm auch einmal, als Zeichen seiner besondern Gunst, ein Grundstück vor der Stadt, dasselbe, an dem wir eben vorübergefahren, und befahl ihm ausdrücklich,

jede Schüchternheit oder Bescheidenheit, die Cremona bisher bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte, bei Seite zu setzen und sich eine Villa zu bauen, die seines Reichthums und des Hofbankiers würdig sei. Cremona hatte sich in der That bisher als höchst bescheidenen, oder wenn Sie wollen, als sehr klugen Mann benommen, indem er weder mit seinem Reichthum, noch mit seinem Einflusse prahlte, sich immer im Hintergrunde hielt, ein stilles Haus in einer entlegenen Straße bewohnte und sich selbst den Luxus versagte, den sich viele seiner ärmsten Schuldner bei Hofe erlaubten. Es war nicht Geiz, es war die Einfachheit seines Charakters, angeborene Mäßigkeit und endlich die berechtigte Besorgniß sich Neider und Feinde zu schaffen, die ihn zu dieser Verfahrungs- und Lebensweise bewogen. Die prächtige Villa, die er auf Befehl gebaut hatte, sollte ihn einen Augenblick lang aus dem Geleise bringen und seine Grundsätze vergessen lassen. In der That ist es nur menschlich, daß man seinen schönen Besitz, seinen Luxus Andere sehen lassen, mit Andern theilen will. Seine Glaubensgenossen, die er hätte heranziehen können, waren hier zu Lande nur spärlich vertreten, oder standen ihm durch ihre Verhältnisse zu fern, als daß ihre Gegenwart in seinem Hause seiner Eigenliebe einige Genugthuung hätte verschaffen können; wohl aber war

es sein Traum, in diesen Sälen, in diesen Gärten die Gesellschaft zu empfangen, die er bei Ministern und Kammerherren versammelt gesehen hatte. Es wäre das, wie er sich einbildete, ein Triumph des unterdrückten Judenthums und die beste Art, sein Landhaus einzuweihen. Er ließ vor dem Oberhofmeister ein schüchternes Wort fallen; dieser ging sogleich darauf ein und damit waren die Zwecke Cremona's erreicht. Der Oberhofmeister sprach mit dem Herzog von der Sache; dieser äußerte, das Haus des Juden gehöre ja eigentlich ihm und man komme nicht zum Juden, sondern in die Villa des Herzogs — und in Folge dieser Aeußerung war es Cremona sogar erspart, Einladungen ergehen zu lassen, denn Alles, was zu Hofe, den höhern weltlichen, geistlichen und militärischen Kreisen gehörte, drängte sich an ihn heran, mit dem Ersuchen, doch auch zu seinem Feste zugelassen zu werden.

Cremona war glücklich. Er sparte keine Kosten, um das Schönste und Beste zur Ausschmückung des Hauses und zur Besetzung der Tafel aus Nahe und Ferne herbeizuschaffen; die berühmtesten Künstler, nicht nur aus Modena, sondern auch aus Mailand, Turin und Florenz wurden mit großen Summen zu einem Konzerte engagirt und Maler und Tapezierer waren durch Wochen beschäftigt, das Haus von innen und

außen auszuschmücken. Als der Abend endlich heran-kam, zog sich eine ununterbrochene Reihe von Karossen aus dem Innern der Stadt, bis hinaus vor das Thor der Villa, welche in ein Meer von Licht getaucht war und über dem Peristil in Flammenschrift den Namen des Herzogs, von einer Krone überdacht, weit ins Land hinausleuchten ließ. Cremona empfing seine Gäste mit dem Hute in der Hand, im Vorsaale an der Treppe, dann begaben sich diese in den hellerleuchteten Saal und das fiel ihnen gar nicht ein, daß sie auch noch von Hausfrau oder Haustochter empfangen werden sollten. Doch waren Beide zugegen. Aber Cremona hatte ihnen befohlen, sich bescheiden im Hintergrunde zu halten, da sie keinem der Gäste bekannt waren und er es für schicklich hielt, diese selbst zu empfangen. Den Frauen war mit dieser Anordnung sehr gedient, da sie nicht gewußt hätten, wie sich so hohen Herr-schaften gegenüber zu benehmen. Auch waren sie höchst einfach gekleidet und kam an ihnen nichts von dem Schmucke zum Vorschein, den sie sonst an Festtagen, um in die Synagoge zu gehen oder auch nur für den Familientisch anzulegen pflegten. Frau Cremona trug ein einfaches, perlgraues Kleid, das ihr erlaubte in irgend einem beschatteten Winkel unbemerkt zu ver-schwinden. Ihre Tochter Emilia, ein weißes Mousselin-

kleid, mit einer kleinen Rosenknospe im dunklen Haare, war wohl, was den Anzug betrifft, die bescheidenste Erscheinung der ganzen zahlreichen Gesellschaft und es hätte es ihr kein Mensch angesehen, daß sie, die einzige Tochter des reichen Cremona, wohl auf eine Mitgift von einer Million Lire und dereinst auf eine Erbschaft von, wer konnte sagen, wie viel Millionen rechnen dürfte. In der That wurde sie anfangs kaum bemerkt und dieß um so weniger, als sie jede Gelegenheit ergriff, sich aus der Gesellschaft, in der sie sich nicht behaglich fühlte, zu entfernen, um sich draußen bei den Dienern nützlich zu machen und die Bedienung zu überwachen. Ihr Vater, der alte Cremona, war zu demüthig, um Frau oder Tochter, ohne dazu aufgefordert zu sein, irgend wem vorzustellen, und ihn dazu aufzufordern, fiel seinen Gästen um so weniger ein, als bei der Lebensweise, die er bis auf diesen Tag befolgt, sein Hauswesen, seine Familie kaum bemerkt worden und für Modena, besonders aber für die höhern Stände kaum existirte.

Erst als die Gäste sich in übergroßer Anzahl gesammelt und Emilia mehrere Male gezwungen war, sich durchzudrängen, um hinaus zu der Dienerschaft und dann wieder zur Mutter zurück zu gelangen, wurde die hohe Gesellschaft auf das einfach gekleidete Mädchen

aufmerksam. Es ging, wie das auf Bällen zu geschehen pflegt, mit einem Male ein Murmeln, ein Lispeln und Gewisper durch den ganzen Saal; es verbreitete sich plötzlich die Nachricht von der Anwesenheit eines ganz außerordentlich schönen Mädchens, und man hätte förmlich sehen können, wie der Zauber der Schönheit wirkte, denn nach weniger Zeit waren die meisten Gesichter der Anwesenden jenem Winkel zugekehrt, in welchem sich Emilia neben ihrer Mutter befand. Es gab wohl Viele, welche Emilia Cremona schon früher einmal in der Straße gesehen, aber selbst diese waren überrascht, in ihr mit einem Male eine so glänzende Schönheit zu erkennen. Emilia befand sich eben in dem Alter, in welchem ein Mädchen manchmal als eine gewöhnliche Erscheinung zu Bette geht, um sich als Schönheit zu erheben; in dem Alter, in welchem sich oft binnen wenigen Stunden eine außerordentliche Blüthe entfaltet. Vielleicht war Emilia noch diesen Nachmittag nur ein hübsches Mädchen gewesen; den Abend aber, das war gewiß, konnte sie sich mit den größten lebenden oder gemalten Schönheiten messen. Ich erinnere mich wie mein Vater, als die berühmte Gräfin Pallavicini, die als die größte Schönheit Europas anerkannt wurde, in Turin zum ersten Male erschien, behauptete, daß sie der Emilia Cremona nicht das Wasser reichte und

es wurde ihm darin von Andern, die sie gekannt hatten, beigestimmt.

Emilia, kaum entdeckt von der Gesellschaft, gab dem Feste einen ganz andern und lebhaftern Charakter. Es war eben der Zauber der Schönheit, der da wirkte. Felice Cremona wurde mit weit mehr Achtung behandelt und seiner Tochter kam man geradezu mit Ehrfurcht entgegen. Man zeichnete sie aus und sie war für Alle das Fräulein vom Hause, als ob sie die Tochter eines Fürsten gewesen wäre. Ihr Erfolg steigerte sich von Stunde zu Stunde, da jeder einzelne der jungen Männer irgend eine neue gute Eigenschaft an ihr entdecken wollte und es war noch nicht Mitternacht, als es für alle Gäste feststand, daß Emilia ebenso klug, liebenswürdig und bescheiden als schön war. Die älteren Herren ratificirten diesen Erfolg, und besiegelt wurde er dadurch, daß der junge Marchese Caccianemico, die Blume der modenesischen Jugend, sich von Emilia wahrhaft berauscht zeigte, sich von ihr kaum trennen konnte und ihren Ruhm in allen Tonarten sang. Emilia's Schuld war es, daß das Fest bis tief in den Morgen hineindauerte und die Gäste sich erst bei hellem Sonnenlichte zerstreuten, und daß an diesem und an den folgenden Tagen bei Hofe und in der Stadt von diesem kostspieligen Feste beinahe gar nicht, wohl aber nur von Emilia gesprochen wurde.

Es beginnt jetzt eine jener unzähligen Geschichten, die uns hundertmal im Jahre zu sagen Gelegenheit geben: Man sollte nicht glauben, daß wir in Europa und daß wir im 19. Jahrhundert leben — eine jener Geschichten, die nur beweisen, daß wir auf dieses 19. Jahrhundert, auf dieses Europa viel stolzer sind, als es Welttheil und Jahrhundert verdienen.

Den Damen und den älteren Herren kam es nicht in den Sinn, nach dem Feste Felice Cremona einen Besuch abzustatten. Man borgte sein Geld, man ließ sich von ihm manchen Vortheil zufließen, man hatte bei ihm gegessen, getrunken und sich vortrefflich unterhalten, aber ihm gegenüber die hergebrachten Formen der Höflichkeit einzuhalten, das hätte dem Adel dieses großen Reiches Modena wie eine Abdankung geschienen. Nur die junge männliche Generation stellte sich schon wenige Tage nach dem Feste in dem Landhause wieder ein, denn nicht ein einziger junger Modenese, machte ein Hehl aus der Bewunderung, die er der schönen Jüdin zollte. Diese Bewunderung war Mode, Ton und Beweis eines edlen Geschmackes geworden. Die jungen Männer drängten sich in der Villa, behandelten die Mutter mit allen möglichen Rücksichten und die Tochter mit jener Verehrung, die ihre unnahbare Schönheit einflößte. Die aristokratische Promenade war von

der männlichen Jugend ganz verlassen. Wenn man heute in den Gärten der Villa war, so karakolirte man morgen zu Pferde vor ihren Fenstern und selbst während der Nacht zogen manchmal Sänger an ihr vorüber, welche die zärtlichsten Arien aus Paisiello oder Rosini dem Monde und den Sternen entgegen sangen.

Frau Cremona war vom Erfolge ihrer Tochter berauscht und die wahrhaft leidenschaftliche Liebe, die der Marchese Caccianemico ihrer Tochter zeigte, erfüllte ihr Herz mit den phantastischesten Hoffnungen. Warum sollte Emilia, das schönste Mädchen unter der Sonne und die Erbin vieler Millionen, nicht Marchesa werden? Der junge Marchese war außerdem als der Gebildetste der jungen Männer Modenas und als der Aufgeklärteste bekannt; er hatte schon zu wiederholten Malen angedeutet, wie wenig religiöse Vorurtheile über ihn vermögen und wie solche Schönheit und solche Augen höher ständen als aller Adel. Frau Cremona war sogar schon mehrere Male in der Lage gewesen, den Adel gegen ihn vertheidigen zu müssen. Dazu kam, was Frau Cremona sehr wohl berücksichtigte und in den Kreis ihrer Berechnung zog, daß der alte Marchese Caccianemico mit großen Summen im Schuldbuche ihres Mannes stand, daß die Familie überhaupt in ihren Vermögens-Verhältnissen tief herabgekommen war,

und daß sie, wie Frau Cremona rechnete, ihren Adelsstolz auf einige Zeit gerne demüthigen werde, mit Rücksicht auf die Millionen Emilia's. Der Herzog war ja auch da und mit seiner Allmacht konnte er seinem Hofbankier zu Gefallen und um seinem Adel großes Vermögen zuzuwenden, leicht die Abgründe ausfüllen, welche die Jüdin von dem Marchese trennten. Sie selbst begann die Annäherung, indem sie, die bisher eine ganz fromme Jüdin gewesen, die jüdischen Bräuche und Alles, was im Hauswesen mit den jüdischen Geboten zusammenhängt, mit großer Entschlossenheit abschaffte und die Einrichtungen mehr und mehr auf christlichen und adeligen Fuß setzte. Marchese Caccianemico kam oft ins Haus, mit ihm viele Offiziere und junge Edelleute und die Villa wurde nach und nach der Versammlungsort der eleganten Jugend, was Frau Cremona als eine vielversprechende Einleitung einer schönern Zukunft betrachtete.

Felice Cremona selbst glaubte, daß mit dem Erlöschen seiner Lampen und der Transparente jenes Festes sein Leben wieder in das beschränkte frühere Bett zurückgetreten sei, um gleichförmig wie vorher weiter zu fließen. Die Komplimente, die ihm noch nach dem Feste über die Schönheit seiner Tochter gemacht wurden, freuten ihn, aber er nahm sie mit seiner gewohnten

Besonnenheit als Bezahlung für die gebotene Unterhaltung hin. Von den häufigen Besuchen der jungen Edelleute wußte er wenig, da diese meist während seiner Komptoirstunden stattfanden. Seine großen und ausgedehnten Geschäfte nahmen ihn auch zu sehr in Anspruch, als daß er all die kleinen, von seiner Frau herbeigeführten Veränderungen des Hauswesens hätte bemerken können. Seine Tochter auf jüdische Weise, in patriarchalischer, entfernender Ehrfurcht von ihrem Vater erzogen, hatte nie die Gelegenheit ihm Mittheilungen zu machen, nach denen er sie nicht geraden Weges fragte. Da es nie zu Erklärungen kam, wußte sie auch nicht, wie weit er die Veränderungen im Hause und die Bewerbungen des jungen Marchese billigte. Er mußte von den Vorgängen in seiner eigenen Familie erst von Außen unterrichtet werden.

Eines Tages, mehrere Wochen nach jenem Feste, trat ein alter Jude, Rabbi Simone aus Modena in sein Komptoir und bat Herrn Cremona um die Erlaubniß, eine einfache Frage an ihn richten zu dürfen, eine Frage über einen Gegenstand, der ihn wie alle andern Glaubensgenossen des Landes beunruhige. Felice Cremona glaubte, es handle sich wieder um eine drohende Verfolgung, und bat den Rabbi, doch ganz rückhaltslos zu sprechen. — „Ich wollte nur fragen,“ sagte dieser, ob es wahr

sei, was man in der ganzen Stadt erzählt, daß Ihr mit Eurer Familie zum Christenthum übertreten und Euer einziges Kind mit dem Marchese Caccianemico verheirathen wollt?" —

„Da sei Gott vor!" rief der Bankier und sprang erschrocken vom Stuhle auf — „wer wagt es, mir solche Verbrechen und solche Thorheit zuzuschreiben?"

„Die ganze Stadt, Juden und Christen zugleich!" erwiderte der Rabbi und theilte ihm mit, was er wußte, was man von der Gesellschaft seiner Frau und von den Veränderungen in ihrem Hauswesen bemerkt hatte.

„Aber Rabbi Simone," rief Herr Cremona, „Ihr müßtet es wissen, welche fromme und gute Jüdin meine Rebekka immer gewesen, wie könnt Ihr solchen Verläumdungen Glauben schenken?"

„Mein lieber Herr Cremona," lächelte der Rabbi, „die Weiber sind schwach und die Herrlichkeiten dieser Erde vermögen über die Besten mehr als alle Verheißungen des Himmels."

Der Bankier, wie ungläubig er auch Anfangs die Mittheilung des frommen Mannes entgegengenommen, erinnerte sich jetzt an Manches, das ihm Zweifel einflößte und ihn mit Unruhe erfüllte. Es fiel ihm ein, daß der alte Marchese Caccianemico in der letzten Zeit

seine Schulden in unverhältnißmäßiger Weise vermehrt und daß selbst die alte Marchesa, was sie früher nie gethan, für ihre eigene Person bei ihm geborgt hatte. Dann fielen ihm allerlei Anspielungen ein, die er früher nicht beachtet, die jetzt aber Bedeutung bekamen. Er brach seine Geschäfte ab und eilte, um einige Stunden früher als sonst, in seine Villa. In der That fand er daselbst eine ganze Gesellschaft von jungen Edelleuten versammelt und mit ihnen den jungen Marchese Caccianemico. Er behandelte sie auf die freundlichste und zuvorkommenste Weise, aber er beobachtete sie auch und konnte sich wohl überzeugen, wie heimisch sie sich in seinem Hause fühlten. Auch als sie fort waren, machte er seiner Frau keine Bemerkung und nicht den geringsten Vorwurf. Erst nach dem Abendessen, noch mit Frau und Tochter am Tische sitzend, sagte er im gelassensten Tone: „Ich sehe mit Bedauern, daß in Folge des Balles ein Theil unserer Gäste mit uns in innigerer Verbindung geblieben ist, als ich es wünsche. Wie unschuldig und unschädlich auch die Besuche dieser jungen Herren an sich sein mögen, so können sie uns doch zum Verderben gereichen.

Frau Rebekka wollte auf die Rede ihres Mannes etwas bemerken, aber dieser fuhr sogleich fort: „Jeder andere Vater kann einen jungen Mann, der sich in

seinem Hause, z. B. gegen seine Tochter auf irgend welche tadelnswerthe Weise benähme, zurechtweisen. Ich könnte das in einem solchen Falle auch, aber ich weiß, daß das geringste muthige Wort gegen den kleinsten Lieutenant, wie nun einmal die Dinge in Modena stehen, Hof, Adel und Armee und bei dieser Gelegenheit jedenfalls auch die Geistlichkeit gegen mich aufbrächte. Dem jungen Manne aber, dem man als Vater einer Tochter nicht die Thüre weisen kann, dem darf man auch sein Haus nicht öffnen. Da es aber auch schwer ist, die Herren um Unterlassung ihrer Besuche zu bitten, so verlassen wir morgen die Villa und begeben uns wieder in unsere alte Wohnung, die so eingerichtet ist, daß alle hohen Besuche von selbst ausgeschlossen bleiben."

Hier erhob sich Frau Rebekka und wollte wieder etwas einschalten, aber ihr Mann nahm ihr wieder das Wort aus dem Munde, indem er sie bat, sitzen zu bleiben, da er ihr und seinem Kinde noch eine Mittheilung zu machen habe. „Es ist," sagte er nach kurzem Schweigen, „endlich Zeit, an die Versorgung unserer lieben Emilia zu denken. Ich will aufrichtig sein und meinem guten Kinde gestehen, daß ich schon seit einiger Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt und mich mit gewissen Plänen und Wünschen trage. Ich kenne einen jungen Mann —"

„Der Marchese,“ fiel hier Frau Rebekka rasch ein. —

„Ich kenne einen jungen Mann,“ widerholte der alte Cremona langsam und mit Nachdruck, und that als ob er den Ausruf seiner Frau gar nicht gehört hätte — „ich kenne einen jungen Mann, der mir das größte Vertrauen einflößt und der, ich bin überzeugt, meine liebe Emilia, auch Dir gefallen wird. Es ist der Sohn meines Geschäftsfreundes in Mailand, Herr David Mendels, den ich während meiner letzten Reise kennen gelernt, ein junger, sehr unterrichteter, bescheidener, thätiger Kaufmann. Immer an das Wohl meines lieben Kindes denkend, beobachtete ich ihn während meines ganzen Aufenthaltes und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich für sie kaum einen besseren Mann finden könnte. Ich sprach mich lobend über ihn zu seinem Vater aus und der kluge Mann kam mir rasch entgegen, indem er versicherte, daß er nichts so sehnlich wünsche, als daß sein Sohn mir, gerade mir, gefalle. Herr Mendels ist wohlhabend, aber nicht reich; er wagt es nicht, sich mir weiter zu nähern, allein ich darf ihm bloß einen Wink zukommen lassen, und er sendet seinen Sohn hierher, Du lernst ihn kennen und wir feiern, wie ich hoffe, bald eine fröhliche Verlobung. Schon morgen will ich an Mendels schreiben — und nun — gute Nacht!“

Am nächsten Morgen lustwandelte Herr Cremona in seinem Garten und gab einem Diener den Auftrag, ihm Fräulein Emilia zu schicken, sobald sie ihr Zimmer verlasse. Sie kam bald, Herr Cremona ergriff ihren Arm und, indem er sie in die entlegeneren Theile des Gartens führte, fragte er aufs freundlichste: „Mein Kind, was ist das mit dem Marchese Caccianemico?"

„Er sagt," erwiderte Emilia aufs Offenste, „daß er mich liebe."

„Und dann?" fragte der Vater.

„Er möchte mich wohl auch heirathen."

„Und du glaubst es, Emilia?"

„Ja, Papa. Der junge Marchese ist ein edler Mensch und unfähig, Jemand zu betrügen."

„Gut. Ich glaube es auch," versicherte der Vater, — er unterscheidet sich wesentlich von seiner Familie. Glaubst Du aber, Emilia, daß seine Familie und der Hof nur aus Rücksicht für seine Liebe in eine solche Heirath willigen würden?"

„Nein, Papa," lachte Emilia — „sie wollen Alle nur Dein Geld. Ich weiß schon Alles. Der alte Marchese hofft, daß Du dann seine Schulden streichst und daß er bis an seinen Tod von Deinem Gelde lebe und endlich, daß sein Sohn mit meiner Mitgift seine Töchter verheirathet."

„Dein Lachen, mein Kind," sagte Felice Cremona, selber lächelnd, „macht mich glücklich; ich sehe, Du bist mein kluges Kind, und hast Dich durch glänzende Aussichten auf leere Titel nicht blenden lassen. Du siehst wohl auch ein, wie wenig glücklich Du in jenen Kreisen wärest, in welche Du nur unter solchen Bedingungen aufgenommen und in denen Du ewig fremd und manchen Demüthigungen ausgesetzt bleiben würdest."

„Ganz gewiß," bestätigte Emilia, „ich habe das Alles bedacht, aber" — fügte sie trauriger hinzu — „Caccianemico liebt mich wirklich."

„Und du?" fragte der Vater, „liebst Du ihn genug, um für ihn alle diese Mißhelligkeiten über Dich zu nehmen, die Du voraussiehst? Und," fügte er hinzu, indem er ihr prüfend ins Auge sah, „um Dich zu einem Uebertritt zu entschließen, den Du doch für eine Sünde halten mußt?"

„Nein," erwiderte Emilia, und zwar ebenso traurig als entschieden, „nein, dazu liebe ich ihn nicht genug."

„Sei gesegnet, mein Kind," sagte der Vater gerührt, indem er ihr die Hand auf den Scheitel legte — „und nun laß mich ruhig für das Glück meines Kindes sorgen, das mein einziges Glück ist."

Der erste Brief, den Felice Cremona an diesem Tage schrieb, war an seinen Geschäftsfreund Mendels

in Mailand gerichtet. Sonderbarer Weise wußte man schon am nächsten Tage in Modena, daß Herr Cremona einen solchen Brief geschrieben und daß er seine Tochter mit einem Mailänder Glaubensgenossen verheirathen wollte, — noch sonderbarer war es, daß die ganze Gesellschaft von diesem Plane des Hofbankiers mit großer Entrüstung sprach. Es kam bei dieser Gelegenheit zum Vorschein, daß die hohe Gesellschaft Modena's bereits auf die 15 Millionen Lire — so hoch schätzte man das Vermögen Cremona's! — gezählt hatte; daß sie diese Summe schon wie die ihrige und sich selbst als durch Herrn Cremona übervortheilt, ja bestohlen betrachtete, wenn die projektirte Heirath wirklich zu Stande kommen sollte. Der alte Bankier kümmerte sich wenig darum, daß er während dieser Tage hier und da mit Vorwürfen überhäuft wurde, wohl aber war es ihm eine schmerzliche Ueberraschung, als der junge Valerio Caccianemico in sein Büreau stürzte, sich über die laufenden Gerüchte beklagte und daran eine förmliche Werbung um die Hand Emilia's knüpfte. Felice Cremona ließ sich durch diese Loyalität des jungen Mannes in seinen Entschlüssen nicht einen Augenblick erschüttern, ebenso wenig wie durch die Aussicht auf den Marchesentitel für seine Tochter. Er dankte dem jungen Manne für die Ehre, setzte ihm auseinander,

wie einer solchen Verbindung alle Bedingungen des Glückes fehlen würden und deutete außerdem sein Bedauern an, nicht in einem Lande zu leben, in welchem Verbindungen zwischen Juden und Christen erlaubt seien. Sofort bot ihm Valerio an, mit Emilia Italien zu verlassen und nach Frankreich zu flüchten, oder auch nach Holland, wo die Ehe zwischen Christen und Juden erlaubt sei.

Felice Cremona bedachte, welche Verfolgungen er auf sich lud, wenn er auf diese Pläne einging, wie unglücklich Emilia werden müßte, wenn die Liebe des jungen Mannes nach so vielen Opfern sich verflüchtigen sollte und welch ein ruhiges und glückliches Loos sie im Gegentheil erwartete, wenn ihre Ehe, anstatt auf so gewaltsamen und abenteuerlichen Grundlagen, auf natürlichen und normalen Bedingungen beruhte, wie das in der Ehe mit dem jungen Mendels der Fall wäre. Er sprach zu Valerio mit der größten Offenherzigkeit und benahm ihm jede Hoffnung auf eine Aenderung seiner Ansichten.

Mutter und Tochter wohnten jetzt, wie es der Vater befohlen hatte, in der Stadt und nicht ein einziger Besuch wurde angenommen. Emilia richtete sich ganz nach dem Willen ihres Vaters, verließ das Haus nicht und zeigte sich selbst des Abends niemals auf dem

Balkon. Die entlegene Straße aber wurde jetzt so belebt, wie es früher die Chaussee gewesen, an welcher das Landhaus liegt. Zu Fuß und zu Roß trieb sich die Jugend daselbst auf und nieder, und schlossen sich die Alten an, um sich an dem Schauspiel der Schmachtenden und Wartenden zu ergötzen. Cremona sah dieses Treiben mit Besorgniß und beschwor seine Tochter, so lieb ihr ihr Ruf, ihre Zukunft und seine Sicherheit sei, in ihrer Zurückhaltung auszuharren, und sie war ein gehorsames Kind, das ein Zuwiderhandeln gegen die Wünsche und Befehle ihres Vaters kaum begriffen hätte. Nach einigen Tagen hieß es, der alte Cremona habe die schöne Emilia konfiszirt und halte sie in einer düstern kleinen Stube des Hinterhauses gefangen, wie eine Verbrecherin. Das Alles nur, weil sie in der Villa mit Christen umgegangen und da komme der Christenhaß des alten Juden zum Vorschein. Wieder nach einigen Tagen bemerkte Cremona unter den Spaziergängern vor seinem Hause eine Bewegung, eine Aufregung, die einige Aehnlichkeit mit einem Aufruhr hatte. Es drang sogar manche Drohung und manches Schimpfwort zu ihm hinauf. Er wußte bald, um was es sich handelte. Valerio Caccianemico war verschwunden. Man hätte gern angenommen, daß er sich ein Leides angethan, wenn er sich nicht einige Tage vorher

darüber ausgesprochen hätte, daß er in der Nähe Emilia's, ohne sie zu besitzen, nicht leben könne, und daß er ein Land aufsuchen wolle, in dem man freier und verständiger denke, in dem er sich eine Stellung machen und von dem aus er dann den alten Cremona zur Nachgiebigkeit zu bewegen hoffe. Die Familie Caccianemico erhob ein großes Geschrei gegen den alten Cremona, der sie um ihren Sohn gebracht und diesen in verderbte Lande und in ketzerische Ansichten getrieben habe. Den Modenesen war der Gedanke gräulich, daß ein Christ eine ungetaufte Jüdin heirathen solle und in Aller Sinne wurde Cremona für das Ungeheuere verantwortlich gemacht. Außerdem fühlte sich der Adel beleidigt, daß der Jude es gewagt habe, einem aus ihrer Mitte die Hand seiner Tochter zu versagen. Man begriff diesen Hochmuth nicht, man erklärte sich ihn mit unendlichem Christenhaß und man war rasch bereit, es ihm an Judenhaß zurückzugeben. Von seiner Tochter selbst erzählte man die rührendsten Geschichten, wie sie, eine wahre Märtyrerin, für ihre Liebe wie für ihre Absicht, zum Christenthume überzugehen, zu leiden hatte. Man forderte laut, daß der Hof, die Polizei, die Geistlichkeit sich in die Angelegenheit mische, um die Beleidigungen des Adels, der Menschheit, des Christenthums zu rächen.

Mittlerweile war der junge Benjamin Mendels aus Mailand angekommen. Er lebte im Hause Cremonas und Emilia fand bald, daß ihr Vater gut für sie gewählt hatte. Benjamin war ein schöner, bescheidener, unterrichteter junger Mann, dem die Schüchternheit in seiner Stellung und einer solchen Schönheit gegenüber noch einen besondern Reiz verlieh. Er konnte es nicht glauben, daß er zu einem solchen Glücke auserlesen sei, aber er mußte bei einigermaßen offenen Augen auch erkennen, was um ihn her vorging und Herr Cremona machte ihm auch kein Geheimniß aus der Lage der Dinge. Diese sollten ihn selbst ganz nahe berühren, denn als er eines Tages von einem Spaziergange heimkehrte, wurde er von den vor dem Hause auf- und abwandelnden Offizieren, die schon wußten, daß er der bestimmte Bräutigam Emilia's sei, auf das gröblichste insultirt. Es war damals nicht die Zeit in Modena, in welcher ein Jude von einem Offizier hätte Genugthuung verlangen können; er mußte sich Beleidigungen gefallen lassen, oder sie augenblicklich und thatsächlich erwidern. Benjamin Mendels hatte das Unglück, sich von seiner Entrüstung hinreißen zu lassen und sich gegen die Offiziere mit seinem Stocke zu vertheidigen. Sogleich stürzte der ganze Haufe über ihn her und war eben im Begriffe in das Haus Ceremona's,

in das er sich flüchtete, nachzudringen, als der alte Caccianemico sich ihnen in den Weg stellte und sie bat, von ihrem Vorhaben abzulassen. Jetzt ständen die Dinge so gut, als man es wünschen könne.

Der alte Cremona war über diesen Vorgang sehr betrübt, verlor aber deßhalb seine Fassung nicht. „Mein lieber Freund,“ sagte er zu seinem jungen Gaste, „es droht uns ein Gewitter, dem wir nur durch rasches Handeln ausweichen können. Ist meine Tochter Emilia erst mit Ihnen verheirathet, dann wird sich Alles von selbst geben, da man das Geschehene nicht wird ungeschehen machen können. Sie wird bei Ihnen in Mailand in Sicherheit sein und ich werde mich meiner Haut zu wehren wissen. Im schlimmsten Falle packe ich dann meine Siebensachen und begebe mich irgendwo hin auf sichern Boden. Für jetzt haben vor Allem Sie an Ihre Sicherheit zu denken und ich werde dafür sorgen, daß Sie noch in dieser Nacht abreisen und über die Grenze kommen können. In wenigen Tagen folge ich Ihnen im Stillen mit meiner Tochter und die Hochzeit, so vorbereitet, soll darum nicht minder heiter ausfallen.“

Es geschah wie er sagte. Der junge Mann reiste ab und er selbst machte alle Vorbereitungen, um ihm in wenigen Tagen mit seiner Tochter folgen zu können. Vorher hatte er noch allerlei zu ordnen, und es kam

ihm vorzugsweise darauf an, sich der Gunst des Herzogs zu versichern. Er brachte gewisse Geschäfte rasch zum Abschluß, sammelte bedeutende Gelder, um seinem gnädigen Herrn große Summen auf einmal übergeben zu können, da er in solchen Fällen von ihm persönlich empfangen und immer sehr wohlwollend behandelt wurde. Der Herzog begrüßte ihn wie ehemals, lobte seinen Eifer, diese Summen vor der Zeit eingebracht zu haben und versicherte ihn seiner fernern Gnade.

„Du bedarfst dieser Gnade,“ fügte er hinzu, „denn Du hast den ganzen Adel gegen Dich aufgebracht und wenn ich nicht da wäre — es hätte Dir schon schlimm ergehen können. Sage mir, alter Jude, welcher Teufel Dich plagt, Deine schöne Tochter so zu mißhandeln?“

Cremona lächelte und versicherte seinem gnädigen Herrn, daß dieß bloß verläumderische Gerüchte seien und der Herzog schien weiter kein Gewicht darauf zu legen. „Aber,“ sagte er nach einiger Zeit wieder, „aber, daß Du Deine Tochter nicht dem Caccianemico geben wolltest, dem ich es ausdrücklich erlaubt habe, eine Jüdin zu heirathen, freilich eine getaufte Jüdin, das ist doch wahnsinnig und damit verräthst Du, wie Du die Christen hassest.“

Cremona erschrack über diese Worte, faßte sich aber rasch und setzte dem Herzog klar und ruhig die

Lage der Dinge und die Ursachen seiner Handlungsweise auseinander. Der Herzog wußte offenbar nicht, was zu antworten; der Jude hatte zu weise und zu überzeugend gesprochen. Aber anstatt seiner nahm die Herzogin das Wort, welche während des ganzen Gespräches zugegen war und sich bisher stille gehalten hatte. Sie sagte und zwar ohne dabei Cremona anzublicken und nur so vor sich hin: „Man behauptet auch, daß das arme Kind die größte Sehnsucht habe, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen zu werden; wenn das der Fall ist, will ich selbst ihre Pathin sein — das wird sie adeln, dem Marchese gleich machen und damit fallen die Bedenklichkeiten weg, die ihr Vater haben könnte. Man sagt auch, daß ihr Vater sich ihren heiligen Vorsätzen entgegenstelle — und das muß untersucht werden —"

Erst bei diesen letzten Worten warf die Herzogin ihren Blick auf Cremona und machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die Entlassung bedeutete.

Er ging mit schwerem Herzen. Doch dachte er nur einen kurzen Augenblick daran, den Gefahren, die er jetzt doppelt drohend heranziehen sah, zu weichen; bald war er fest entschlossen, in seine heiligsten Rechte selbst den Herzog nicht eingreifen zu lassen und so zu handeln, wie er es für das Glück seines Kindes

ersprießlich glaubte. Und darnach traf er auch seine Vorbereitungen. Schon zwei Tage nach dem Gespräche mit dem Herzog standen auf dem Wege zwischen Modena und der östreichischen Grenze in verschiedenen Entfernungen mehrere Wagen bereit, die ihn und seine Tochter im Fluge davon tragen sollten. Den ersten Wagen, der ihn ungefähr eine Stunde weit vor der Stadt erwartete, wollten die Flüchtlinge zu Fuße erreichen, nachdem sie in der Dunkelheit Modena verlassen.

In diesem entscheidenden Augenblcke tritt eine neue Persönlichkeit auf die Scene. In derselben entlegenen Straße, dem Hause Cremona gerade gegenüber, wohnte ein Herr Ferrari, der Onkel des Lustspieldichters gleichen Namens, des Verfassers der „Poltrona Storica,“ der „Sedeci-Comedie,“ der „Prosa“ ꝛc., von dem Sie wohl gehört haben werden. Dieser Mann lebte in größter Einsamkeit und wie ein Geächteter. Er hatte Jura studirt, weigerte sich aber nach vollendeten Studien irgend ein Amt anzunehmen, oder als Advokat aufzutreten. Wenn er es auch nicht aussprach, so konnte man es doch errathen, daß er es mit seinem Gewissen nicht zu vereinigen verstand, einem Staate wie Modena zu dienen und einem Herzog, der seine vertrautesten Freunde verrieth und hinrichten ließ, um dem Fürsten Metternich zu gefallen. Man sagte von

Ferrari, daß er unter anderm Namen an jenen Schriften mit arbeitete, die in Toskana und im Auslande erschienen und die italienische Bewegung vorbereiteten. Ferrari, das versteht sich von selbst, war der Polizei und der Geistlichkeit verdächtig, aber er lebte so einsam und zurückgezogen, daß man nicht den geringsten Anhaltspunkt zu einer Verfolgung auftreiben konnte, daß ihn das Publikum vergaß und er sich selbst von der Polizei vergessen glaubte. Ob nun dieser Ferrari, der wie gesagt, dem Hause Cremona's gerade gegenüber wohnte und Emilia oft sehen konnte, von deren Schönheit ebenso gerührt war, wie alle Welt, oder ob er aus reiner Menschlichkeit handelte und sich einer Gewaltthat gegenüber nur hülfreich erweisen wollte — ich weiß es nicht. So viel gehört zur Geschichte, daß er an dem Tage, dessen Ende die Flucht Cremona's sehen sollte, vor diesem in seinem Büreau erschien und ihm mittheilte, daß wie er es von einem angestellten Anverwandten erfahren, seine Absicht verrathen sei und die Polizei schon alle Anstalten getroffen, ihn sammt seiner Tochter gleich auf der ersten Station aufzuheben und nach Modena zurückzubringen; daß auch bereits an der östreichischen Grenze für alle Fälle Vorkehrungen getroffen, um ihn an der Ueberschreitung derselben zu hindern. Cremona war entsetzt; wie arg mußte er

überwacht sein, wenn dieses Geheimniß schon der Polizei verrathen worden, und wie weit mochten die feindlichen Pläne schon gediehen sein, wenn man vor dergleichen Schritten nicht zurückschrack. „Was ist zu thun!" rief er verzweiflungsvoll.

„Vertrauen Sie mir Fräulein Emilia und zeigen Sie sich den ganzen Abend in der Straße und vor denen, die Sie für Ihre ärgsten Widersacher halten. Ich bringe Fräulein Emilia über die Grenze nach Toskana, wo ich Freunde habe. Sie suchen von Ihrem Vermögen zu retten, was Sie können und flüchten sobald Sie es vermögen, denn wie die Dinge begonnen, so werden sie weiter gehen und, wenn Sie nicht ausweichen, mit Ihrem Verderben endigen."

Cremona blickte dem Manne eine Zeitlang prüfend ins Gesicht. Dann fragte er: „Signor Ferrari, sind Sie Carbonaro?" —

„Ja," antwortete Ferrari ruhig.

„So haben Sie die Güte und erwarten Sie mich heute Abend nach zehn Uhr auf der Bastion über dem Bologneser-Thore. Dort werde ich Ihnen mein Kind übergeben und zwar mit dem unbeschränktesten Vertrauen in Ihren Edelmuth."

So geschah es auch. Auf der Bastion des Bologneser-Thores theilte Herr Cremona seinem neuen

Freunde noch mit, daß Emilia große Summen mit sich führe und daß er im Nothfalle davon den unbeschränktesten Gebrauch machen solle; ferner, daß er ihr in Werthpapieren einen großen Theil seines Vermögens mitgegeben, um diesen für alle Fälle in Sicherheit zu bringen. Dann umarmte er sein Kind, drückte Herrn Ferrari die Hand und ging um den Polizei-Direktor zu besuchen, bei dem er unter den verschiedensten Vorwänden und Gesprächen bis nach Mitternacht verweilte. Als er endlich den Palazzo des Polizei-Direktors verließ, begegnete er unten in der Einfahrt einem geschlossenen, von Polizeimannschaft umgebenen Wagen, der rasch an ihm vorüber und dem zweiten Hofe, in dem sich die Gefängnisse befanden, entgegenfuhr. Herrn Cremona überlief es kalt. Er erklärte sich den Schauer, den er empfand, damit, daß er daran dachte, wie er in diesem Augenblicke, ohne die gütige Warnung Ferrari's, ohne seine Aufopferung vielleicht gerade so, vielleicht in demselben Wagen hier eingebracht und den Gefängnissen entgegenfahren würde.

Es vergingen mehrere Tage ohne Nachricht von den Flüchtlingen. Das beunruhigte den Vater nur wenig, da es ausgemacht worden, daß ihm Nachrichten nur dann zukommen sollten, wenn sich eine zuverlässige Gelegenheit finde. Wäre die Flucht mißlungen, dann,

so meinte Herr Cremona, hätte er es in Modena schon erfahren müssen. Ungefähr sechs Tage nach jenem Abend saß er arbeitend in seinem Büreau, als ein Mann leise und vorsichtig eintrat, den er sogleich als einen der geheimen Beamten der Polizei erkannte, der ihm schon manchesmal für gute Bezahlung wichtige Nachrichten zugetragen hatte. „Dießmal," sagte der Mann, „bringe ich Ihnen eine Neuigkeit, die Sie mir besser bezahlen werden, als alle früheren. Dießmal, Herr Cremona, darf nicht geknausert werden, denn es handelt sich um Dinge, die Sie sehr nahe angehen."

Der Bankier erbleichte; das lächelnde Gesicht des Spions verkündete Unheil.

„Nur schnell heraus mit der Sprache. — Ist es etwas, was die Angelegenheit meiner Familie betrifft, so sollen Sie tausend Lire haben."

„O," lächelte der Mann, „Ihre Tochter mit Herrn Ferrari obendrein, ist Ihnen wohl fünftausend Lire werth."

„Gut — fünftausend Lire — Sie sollen sie haben, aber sprechen Sie rasch."

„Nun," sagte Jener, es ist auch in zwei Worten abgemacht. Ihre Tochter und Herr Ferrari wurden ungefähr eine Stunde, nachdem Sie von Ihnen Ab-

schied genommen, eingefangen und zurückgebracht. Herr Ferrari befindet sich im Gefängniß."

„Und meine Tochter!" rief Cremona, indem er die Arme sinken ließ.

„Im Kloster des geheiligten Herzens Mariae bei den Nonnen."

„Im Kloster?"

„Allerdings! Die Frau Herzogin will ihr die Freiheit verschaffen, die ihr ihr Vater nicht gelassen, zum Christenthum überzutreten. Sie hat es, nämlich Ihre Tochter, einmal zu Herrn Caccianemico gesagt, daß sie aus Liebe wohl zum Christenthume übertreten könnte und Ihre Gattin, Frau Rebekka, hat es Jedermann erzählt, daß Signorina Emilia für unsern heiligen Glauben förmlich glühe. Da meinte denn Pater Sulpicio, der Beichtvater der Herzogin, es sei nichts andres zu thun, als das gute Kind der Tyrannei des Vaters zu entziehen, um es in aller Freiheit seiner Sehnsucht folgen zu lassen. Signor Cremona, für die fünftausend Lire will ich Euch noch sagen, daß, wenn Ihr nicht bald was Rechtes in dieser Sache anzufangen wißt, Euer Töchterlein anstatt die Braut Benjamin Mendels wohl die Braut Christi werden könnte — denn die Kirche — seht — die Kirche braucht auch Geld und Eure Tochter brächte ihrem Bräutigam eine schöne Mitgift."

Der Mann steckte sein Geld ein und ging. Cremona überlegte, ob er sich nicht wenigstens zum Theil in sein Schicksal fügen solle, um sein Kind aus dem Kloster zu retten. Wäre jetzt Caccianemico erschienen, er hätte ihm vielleicht die Hand seiner Tochter versprochen. Dann fiel ihm wieder der unglückliche Ferrari ein, der sich so uneigennützig geopfert hatte. Man hielt ihn, der so lange verdächtig war, in den Klauen und es war gewiß, daß man ihn jetzt nicht so leicht werde entwischen lassen. Es schien Cremona, als sei es seine Pflicht, seine Gedanken und Anstrengungen vor Allem nach dieser Seite auf die Rettung Ferrari's zu richten. Er wußte, was man in Modena mit Gelde ausrichten konnte; er steckte ein bedeutendes Paket von Werthpapieren in die Tasche und begab sich zu seinem alten Bekannten, dem Polizei-Direktor, und ohne alle Einleitung zog er das Paket hervor, machte ihn mit dem Inhalte vertraut und sagte: „Dieses Paket wird beim Rabbiner deponirt; der Rabbiner überbringt es Ihnen von jetzt in acht Tagen, wenn er von Ferrari von Livorno aus die Nachricht erhält, daß er sich in Sicherheit befinde.

Der Polizei-Direktor antwortete nur: „Wir wollen sehen. Ferrari befindet sich ohnehin in einem Gefängnisse, dessen Gitter leicht auszuheben ist."

Cremona begab sich zum Rabbiner, vom Rabbiner

nach Hause. Aber er konnte nicht mehr in seine Büreaux eintreten. Seine Bücher und Kasten waren versiegelt, ein Polizei-Kommissär nahm seinen Platz am Büreau ein und erklärte ihm, daß er von der Regierung beauftragt sei, sein Vermögen zu überwachen während des Prozesses, der gegen ihn eingeleitet werde. Ein anderer Polizei-Kommissär verhaftete ihn wegen Verbindungen mit den Carbonari. Cremona zuckte die Achsel, murmelte vor sich hin: „Es ist ein jüdisches Schicksal!" und folgte dem Polizei-Kommissär.

Wozu lang erzählen. Schon aus dem Vorhergehenden kann man errathen was folgen mußte. Die Kirche meinte, man müsse das Vermögen ihrer Schutzbefohlenen retten und trat jetzt viel thätiger in den Vordergrund, obwohl außerhalb des Klosters allerlei Gerüchte liefen, daß Emilia von einer Bekehrung nichts wissen wollte. Indessen nahm auch die Kirche an der Verwaltung des Vermögens Theil und ihre Beamten saßen neben den Beamten der Regierung in den Büreaux Cremona's.

Emilia war im Kloster, ihr Vater im Gefängniß — so vergingen Wochen und über ihnen, wie über der ganzen Angelegenheit wurde es stille, wie über einem Grabe, — um so stiller, als man aus der Bestrafung einzelner Individuen, die sich im Kaffeehaus

darüber geäußert hatten, ersah, daß die Regierung die Gespräche über diesen Gegenstand nicht liebte. Wieder aufs Tapet kam die Geschichte erst, als eines Tages Frau Rebekka außer sich, gleich einer Wahnsinnigen, die Straßen durchrannte und sich vor allem Volke anklagte, am Verderben ihres Mannes und ihres Kindes schuld zu sein, da sie es gewesen, die sie an ihre Feinde verrathen. Und als sich diese Scenen am nächsten Tage wiederholten, wurde Frau Rebekka in Sicherheit gebracht — man sagte, ebenfalls in ein Kloster. Ob ein Kloster- oder ein Gefängniß-Gitter — ich weiß es nicht — aber ein Gitter war es, an dem sie sich mit ihrem eigenen Halstuch erhängte.

Emilia wurde auf unerwartete Weise befreit. Plötzlich nämlich erschien Valerio Caccianemico, der verschwunden war, wieder auf dem Schauplatze. Er bat um die Erlaubniß mit Emilia eine Viertelstunde lang allein sprechen zu dürfen, und nach dieser Besprechung erklärte sich Emilia für seine Verlobte. Das Kloster machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, ihm seine Braut auszuliefern, nachdem er dem Pater Sulpicio erklärt, daß er der Kirche gerne überlassen wolle, was sie vom Vermögen Emilia's in ihre Hut genommen. Er brachte sie in seine Familie und es wurden alle Vorbereitungen zur Taufe und zur Hochzeit ge-

troffen, welche beide an einem und demselben Tage stattfinden sollten. Zur Feier dieses Tages, so hatte der Herzog versprochen, sollte auch der Vater freigelassen werden, wenn er sich verbindlich machte, nicht den geringsten Widerspruch zu erheben und alles was bisher geschehen, zu billigen.

Jedermann glaubte nunmehr das Ende dieser Geschichte zu kennen, als sie plötzlich eine Wendung nahm, die wohl Niemand vorausgesehen hatte. Caccianemico hatte in Toskana von Ferrari, der in der That in Folge jener Unterhandlung mit dem Polizeidirektor die Freiheit erlangte, erfahren, was in Modena vorging. Die beiden hatten sich besprochen und führten nun aus was sie besprochen hatten. Caccianemico entfloh zwei Tage vor der beabsichtigten Heirath mit seiner Braut über die Grenze Toskanas, wo sie Ferrari erwartete, um mit Emilia sofort weiter nach Frankreich zu reisen und sie in Marseille einer dort lebenden, ihm befreundeten Flüchtlings-Familie zu übergeben. Caccianemico verließ sie schon in Toskana. Ihre Verlobung war bloß eine List gewesen, die der edle junge Mann erdacht hatte, um das Mädchen, das er liebte, zu retten; da sie befreit und in Sicherheit war, erhob er nicht die geringsten Ansprüche.

Felice Cremona wurde noch einige Wochen im

Gefängnisse zurückgehalten und von Zeit zu Zeit wegen seiner Verbindungen mit den Carbonari verhört — Verbindungen, an die natürlich kein Mensch glaubte, die nur als Vorwand dienten, um ihn länger zurückzuhalten. Erst gegen Ende knüpfte man an diesen Prozeß einen andern wegen Uebervortheilung des Staates. Man sei in Folge der Beschlagnahme seiner Bücher hinter dieses Verbrechen gekommen. Dann kündigte man ihm an, der Herzog wolle, nachdem sich der Staat entschädigt, Gnade für Recht ergehen lassen und ihm die Freiheit schenken.

So kehrte Cremona, nach monatelangem Gefängniß, eines Tages früh beim Morgengrauen in seine Wohnung zurück, die er verödet fand. Sein Weib hatte sich aus Gewissensbissen, die Ihrigen ins Verderben gestürzt zu haben, das Leben genommen; sein Kind war auf der Flucht in der Ferne. Gebeugt, gebrochen, mit früh ergrautem Haare ging er durch die Wohnung, in der ein einziger treuer Diener ausgehalten hatte. Dieser wollte Allerlei erzählen, aber Cremona bat ihn zu schweigen. Er könne sich vorstellen, wie es während seiner Abwesenheit hergegangen. Erst nach Stunden wagte er es in sein Komptoir zu gehen. Er schlug ein Buch nach dem andern auf, blickte hinein, zuckte die Achseln, lächelte und sagte von

Zeit zu Zeit zu seinem Diener: „So habe ich es mir gedacht.“

Sämmtliche Schulden Modenesischer Hof- und Edelleute waren gelöscht; das Portefeuille war leer und in der Kasse statt des baaren Geldes lag eine Berechnung der Geschäftskosten, der Prozeßkosten und der Entschädigungen für die Beamten, welche indessen das Geschäft geleitet, und Felice Cremona mußte sich noch als Schuldner des Staates erkennen. Nur gewisse zur Zeit unrealisirbare Werthe waren ihm geblieben und die Summen, die er bei auswärtigen Geschäftsfreunden stehen hatte und welche diese, seine Lage erkennend, klugerweise zurückgehalten hatten. Von den Papieren, die er seiner Tochter und Ferrari mitgegeben hatte, war keine Spur vorhanden; diese waren höchst wahrscheinlich im Kloster verschwunden, dahin man Emilia gebracht hatte. Felice Cremona wäre ohne die Klugheit und Vorsicht seiner auswärtigen Freunde ein Bettler gewesen. Indessen war der Herzog so gnädig, ihm einen Weg zu neuen Reichthümern zu eröffnen, indem er ihm durch einen Kammerherrn sein Bedauern über das Vorgefallene und seinen Wunsch ausdrücken ließ, er möge seine Geschäfte und die Aemter, die er bei den herzoglichen Monopolen verwaltet, wieder aufnehmen. Felice Cremona ließ dem Herzog für seine Gnade danken

und hoffte bald alles wieder im Gang zu sehen. In der That rief er seine Beamten wieder zurück, begann er wieder seine Funktionen in den Monopolen des Herzogs und seine Rundreisen, die er in diesen Geschäften durchs Land zu machen hatte. Aber eines Tages kam sein geschlossener Wagen an einer der Zollstationen leer an und wartete daselbst vergebens auf seinen Herrn, der mit seinem Diener unterwegs ausgestiegen war und nachkommen wollte. Man war nahe der Grenze und Felice Cremona überschritt sie, um sich nach Mailand und von da, nach kurzem Aufenthalte und mit falschem Passe, nach der Schweiz zu retten. Rasch ging es von da weiter nach Marseille in die Arme seines Kindes.

Damit hat der für Modena und seine Regierung charakteristische Theil der Geschichte ein Ende. Nur der Abrundung wegen will ich hinzufügen, daß Felice Cremona in der Verbannung gegen eine Verbindung seiner Tochter mit Caccianemico, der ihr so große aufopfernde und vorurtheilsfreie Liebe gezeigt, nichts einzuwenden hatte. Auch konnte diese Verbindung jetzt stattfinden, ohne daß ein Religionswechsel, der Vater und Kinde so sehr widerstrebte, nothwendig gewesen wäre. Felice Cremona hatte aus seinem Schiffbruch genug gerettet, um aus den Trümmern ein neues

Glück, eine neue, selbst glänzende Existenz aufzuführen. Ferrari, der sich in Toskana nicht lange halten konnte, stieß bald zu den Flüchtigen und die Freunde lebten nach den überstandenen Stürmen so glücklich, als man auf fremdem Boden leben kann. Fehlte ihnen auch das Vaterland, so konnten sie doch von hier aus Manches thun, was die Auferstehung Italiens vorbereitete, und wenn man den alten Cremona jetzt als Carbonaro verklagt hätte, wäre die Anklage wohl gerechtfertigt gewesen.

Doch muß ich noch auf die Villa zurückkommen, die diese meine Erzählung veranlaßte. Beim Falle Cremonas nahm sie der Herzog sogleich als sein Eigenthum in Anspruch und als er wieder eines Hofbankiers habhaft wurde, verkaufte er sie diesem für eine große Summe. Begreifen Sie, daß sich dieser neue Hofbankier, ebenfalls ein Jude, in diesem verhängnißvollen Hause wohl fühlen konnte? Aber er gab die glänzendsten Feste und tanzte auf dem Grabe seines Vorgängers. Ich sage Ihnen, dieses Volk besitzt einen erstaunlichen Muth.